

Beratung Aktuell
Zeitschrift für Theorie und Praxis in der Beratung

Jahrgang 14, Heft 3/2013

Inhalt

<i>Editorial</i>	2
Markus Wonka: Liebe – Ehe – und der Glaube? Ein Dreiecksverhältnis mit Tücken	3
Notker Klann: Thema verfehlt? Grundsatzreferate zu 50 Jahre Bundesverband	29
Stanislaus Klemm: Im Spannungsbogen zwischen Beratung und Seelsorge. Wenn einer an seiner Seele Schaden nimmt	42
<i>Buchbesprechungen</i>	51
<i>Impressum</i>	62

Editorial

Diese Ausgabe ist davon geprägt, dass sich die Autoren darum bemühen, den „Status quo“ der Ehe-, Familien- und Lebensberatung zu beschreiben und Perspektiven zu entwickeln. Das Besondere dieser Beiträge ist auch darin begründet, dass es sich um das „Institutionelle Beratungsangebot“ handelt, welches sich in der Trägerschaft der Katholischen Kirche befindet. Es handelt sich dabei um keine Auftragsarbeiten. Diese Artikel sind Beratung Aktuell ohne vorherige Absprache angeboten worden.

Markus Wonka nimmt in seinem Beitrag „Liebe – Ehe – und der Glaube? Ein Dreiecksverhältnis mit Tücken“ eine Auswertung der Beratungserfahrung vor. Er stellt fest: Die Ehe steht heute im Zeichen der Erfüllung des Liebesversprechens. Daran anknüpfend wird eine Klärung des Begriffs Liebe vorgenommen und es werden Aspekte einer Theologie der Ehe vorgestellt. Daraus werden Anfragen an die derzeitige Praxis kirchlichen Handelns in Bezug auf die Ehe abgeleitet.

Unter dem Titel „Thema verfehlt?“ versucht *Notker Klann* eine Diskussion anzustoßen, die die Überschrift der Festschrift „Was bleiben will muss sich ändern“ des Bundesverbandes Katholischer Ehe-, Familien- und Lebensberaterinnen und -berater e.V. zum 50-jährigen Bestehen aufnimmt. Im Rahmen der diesjährigen Jahrestagung in Suhl wurden von *Hutter* und *Kriz* dazu Positionen entwickelt, die in der Festschrift dokumentiert sind. Der Autor zeigt auf, dass nach der aktuellen Datenlage und seiner Einschätzung, die Entwicklung in eine andere Richtung gehen sollte.

Stanislaus Klemm geht der Frage nach, ob es sich in einem hilfreichen und heilsamen Gesprächskontakt zweier Menschen um Therapie, Beratung oder Seelsorge oder um alles zusammen handelt. Er hat seinen Artikel unter die Überschrift gestellt: „Im Spannungsbogen zwischen Beratung und Seelsorge.“ Ein Kristallisationspunkt ist dabei die Beziehung in diesem Gespräch und nicht die Frage: „Wie nennen wir ein solches Gespräch?“

Obwohl sich die ersten Beratungsstellen bereits vor 102 Jahren in Dresden (1911) zusammengeschlossen haben, ist das Beratungsprofil, als Ausdruck seiner Lebendigkeit, immer noch in einer Entwicklung begriffen. Es ist zu hoffen, dass dies auch in der Zukunft so sein wird und diese Ausgabe dazu beitragen kann.

Dr. Rudolf Sanders

Markus Wonka

Liebe – Ehe – und der Glaube? Ein Dreiecksverhältnis mit Tücken

1. Einleitung

Ein Hoch auf die Zeiten, als die Ehe noch die einzig legitime Form war, der Liebe von Frau und Mann ihren institutionellen und gesellschaftlichen Rahmen in Verbindung mit dem nötigen kirchlichen Segen zu geben! Wer sich heute – auch und gerade als Theologe – dem Thema Ehe nähert, ist mit einer Fülle von Entwicklungen und Problemlagen konfrontiert, die jedem, der sich einfache und klare Lebensordnungen wünscht, den Atem rauben. Unter den rasanten gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Veränderungen der Moderne erfährt eheliches Leben einen beachtlichen Wandel. Die Ehe verliert ihre herausragende Stellung und bekommt wachsende Konkurrenz durch frei variierbare Alternativen und Bausteine mit Blick auf das Paar- und Elternsein.

Es ist deutlicher denn je, dass sich ein kulturüberdauerndes und zeitunabhängiges Wesen der Ehe nicht bestimmen und gesellschaftlich einfordern lässt. Dies gilt auch für die Bedeutung der Liebe im Zusammenhang mit der Entstehung und dem Bestand einer Ehe. War in früheren Jahrhunderten die Liebe für das Zustandekommen einer Ehe eine wenig beachtete Größe, allenfalls eine erfreuliche Zutat, so ist sie zur *conditio sine qua non* geworden mit weitreichenden Konsequenzen für das Verständnis und auch die Dauer einer Ehe. Diese Entwicklung gipfelt in der ehekritischen Überzeugung, dass spätestens der Beginn der Ehe das Ende der Liebe besiegelt. Liebe und Ehe kommen dann nur noch in einem zeitlichen Nacheinander vor.

Als Theologe stellt sich mir angesichts dieses Befunds die kritische Frage, ob nicht gerade die Rede von der Sakramentalität der

Ehe solch ein zeitüberspannendes Wesen der Ehe als Voraussetzung postuliert, das sich unter den Vorzeichen der Moderne in der gelebten Praxis partnerschaftlichen Lebens in unzählige Formen ausdifferenziert. Was kann und soll im Kontext der Moderne eine Theologie der Liebe? Ist sie nicht vielmehr eine anachronistisch gewordene Ideologie im Geschlechterverhältnis, die von der Realität längst als obsolet ausgewiesen wurde?

Immerhin wird konsequenterweise von der Kirche – zumindest von der katholischen – die Ehe nach wie vor als die einzig legitime Form geschlechtlichen Zusammenlebens anerkannt – allen gesellschaftlichen Entwicklungen und Etikettierungen als doktrinärer Moralismus zum Trotz. Besonders gravierend an dieser Diagnose ist die Tatsache, dass gerade in Sachen der Ehe- und Sexualmoral die Mehrheit der deutschen Katholikinnen und Katholiken die kirchlichen Positionen kaum mehr mitträgt. Die Ehetheologie hat wie kaum eine andere das Potential, eine nachhaltige Entfremdung zwischen der Kirche und ihren Gläubigen zu dokumentieren, weil sie Lebensbereiche tangiert, die viele Menschen unmittelbar betreffen.

Pointiert gefragt heißt das: Was haben in der Moderne Liebe und Ehe und Glaube noch miteinander zu tun?

2. Intention und Aufgabe einer Theologie der Ehe

Ganz allgemein formuliert besteht die Aufgabe der Theologie und damit auch der Theologie der Ehe darin, die Wirklichkeit, d.h. die Wirklichkeit der Ehe im Lichte des christlichen Glaubens zu reflektieren. Aus dem Blickwinkel der biblischen, theologischen und kirchlichen Tradition wird das bedacht, was sich in der Welt vorfindet. Diese Verhältnisbestimmung ist eine nicht unwesentliche Orientierung der Theologie auf die Realität hin, nicht umgekehrt. Die Theologie ist in ihrem Kern bezogen auf das, was in der Gegenwart eheliches und partnerschaftliches Leben ausmacht. Eine Theologie der Ehe vollzieht sich nicht in einem abstrakten und luftleeren Raum, sondern sie wird praktiziert im Kontext des real gelebten Lebens von Frauen und Männern in ihren Paarbeziehungen im Kontext der Gegenwart.

In dieser Aufgabenbeschreibung einer Theologie der Ehe ist damit auch schon der erste Schritt benannt, der auch die folgenden Überlegungen bestimmen wird. Zunächst einmal geht es darum, die gegenwärtige Realität der Ehe in den Blick zu nehmen zusammen mit den Hintergründen und Entwicklungen, die den gegenwärtigen Status Quo ausmachen. Dabei tut die Theologie gut daran, stets zu prüfen, ob es sich bei dieser Wahrnehmung um eine deskriptive Feststellung der Realität handelt, bevor die theologische Überlegung ansetzt. Denn wenn das Bestehende schon im Stadium des Wahrnehmens bewertet und kritisiert wird, ist ein Verständnis der Realität nur noch schwer zu bewerkstelligen. Dieser Vorgang wird dann gespeist von bereits bestehenden Maßstäben, und ihm wohnt das Postulat inne, die Realität habe eben diesen Maßstäben zu entsprechen. Eine solche Theologie käme schnell einer Ideologie gleich, die weiß, wie die Realität zu sein hat.

Auf der anderen Seite darf eine Theologie der Ehe auch nicht zu einer Rechtfertigung des Faktischen verkommen. Ein theologisches Bedenken der Realität darf niemals die kritische Distanz zu dem verlieren, was praktizierte Realität ist. Die Reflexion des Faktischen im Lichte des Glaubens wird auch zu Feststellungen führen, die in Spannung und Diskrepanz zu dem stehen, was heute im Geschlechterverhältnis üblich ist. Allerdings lebt eine Theologie gerade davon, dass sie das, was aus der Sicht der biblischen und theologischen Tradition zu sagen ist, in einen kritischen Dialog mit der wahrgenommenen Realität einbringt. Nicht die normative Anerkennung des Faktischen ist die Intention der Theologie, sondern die konstruktive Kritik, die die gegenwärtigen Verhältnisse in ihren Problemstellungen und Widersprüchen ernsthaft bedacht hat. Auf diese Weise kann die Theologie ein kritisches Potential entfalten. Dabei ist aber immer darauf zu achten, dass kritischer Dialog und Besserwissererei zweierlei Dinge sind.

Ein solcher Prozess wird auch die Theologie nicht unberührt und unverändert belassen, wenn es stimmt, dass sie nicht mit einem zeitübergreifenden Wesen der Ehe die Realität bewertet. Es ist die Aufgabe der Theologie der Ehe, gerade das Befreiende und Heilsame der christlichen Botschaft in den je veränderten gesellschaftlichen Situationen ehelichen Lebens neu zu erarbeiten und zu bedenken. Dies schließt auch ein, dass theologische Aussagen zur Ehe neu begründet werden müssen, weil sich gesellschaftliche Plausibilitäten

gewandelt haben. Die Theologie kommt nicht umhin, traditionelle Aussagen neu zu bewerten und zu gewichten, wenn sie sich als verengt erweisen. Natürlich ist dieser Prozess mit großer Sorgfalt zu gestalten. Traditionelle Aussagen verlieren damit nichts an ihrer theologischen Dignität, wenn sie im gegenwärtigen Horizont nicht den passenden Schlüssel zum Herz der Menschen liefern können. Aber erst in diesem ‚aggiornamento‘ kann die christliche Botschaft ihre Lebendigkeit und Überzeugungs-fähigkeit bewahren.

In den vergangenen Jahrzehnten ist mit Blick auf die Ehe eine solcher Prozess durchaus zu konstatieren, auch wenn vielen manche Entwicklungen zu zögerlich voran schreiten oder als Rückschritte wahrgenommen werden. Im Duktus des geforderten Vorrangs der Realität soll nun aber in einem weiteren Schritt eine Darstellung der gegenwärtigen Realität der Ehe geleistet werden.

3. Momente heutiger Beziehungserfahrung.

Was sind die entscheidenden Entwicklungen und Veränderungen in Blick auf die Ehe bezogen auf die vergangenen Jahrzehnte? Hier ist zwar weitgehend an bekannte Fakten zu erinnern, die sowohl die Situation der Ehe als auch das Verhältnis der Menschen zur Ehe in seinen Entwicklungen abbilden.

3.1 Gesellschaftliche Veränderungen

Im Zentrum des Wandels im Geschlechterverhältnis und des Zusammenlebens in Ehe und Familie dürften wohl die gesellschaftlichen Veränderungen stehen. In der Konsequenz der neuzeitlichen Entwicklung erfolgte ein gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Übergang von einer weitgehend agrarisch bestimmten Gesellschaft zu einer Industriegesellschaft, wie sie zumindest in der westlichen Hemisphäre üblich geworden ist. Während in der vorindustriellen Zeit sowohl im Bereich der Landwirtschaft als auch im Bereich des Handwerks die Ehe immer Teil einer Großfamilie und eines Wirtschaftsbetriebs war und so auf einen größeren sozialen Zusammenhang ausgerichtet war, wird die Ehe nun zunehmend zu

einer privaten und persönlichen Lebenssphäre. In der vorindustriellen Zeit galten das persönliche Liebesglück und Glückserfüllungen in Liebesbeziehungen nicht als relevante Entscheidungsgrößen in der Partnerwahl. Sie mussten hinter Wirtschafts- und Produktionsinteressen zurückstehen, mit denen das eheliche und familiäre Zusammensein aufs Engste verzahnt war. Vormalig war die Arbeits- und Rollenverteilung in Ehe und Familie der wirtschaftlichen Existenzsicherung untergeordnet und auch das Zustandekommen einer Ehe war an diesen Notwendigkeiten ausgerichtet. Doch nun verändern sich die Akzente.

Im Übergang zur industriellen Gesellschaft verliert die Ehe diesen engen Konnex mit Arbeit und Beruf und ihre existenzsichernde Funktion. Die Existenzsicherung vollzog sich zunehmend außerhalb der Familie in der Berufsarbeit. Ehe und Familie werden sukzessive zu einem privaten Lebensbereich. Neben der psychologischen Aufwertung der Kinder für das Glückserleben der Eltern gerät auch die persönliche Liebesbeziehung der Ehegatten in einen neuen Bedeutungshorizont. Die gefühlsmäßige Zuneigung von Frau und Mann wird zum Entstehungs- und Erhaltungsgrund der Ehe. Interessant ist, dass „die Vorstellung, dass man a) aus freiem Entschluss und b) ‚aus Liebe‘ – und nicht z.B. um des Geldes oder der Eltern willen – heiraten soll und dass dieses Recht jedermann zustehe, (...) historisch neu“ ist (Kaufmann 1981, S. 45). Die Ehe folgt damit nun nicht mehr dem Leitbild der Produktionsgemeinschaft, sondern dem der Liebesgemeinschaft mit den entsprechenden Auswirkungen auf die Stabilität der die Ehe aufrechterhaltenden Motivationen. Sie rückt weitgehend in die psychologische Bedeutungssphäre der beiden Liebenden.

3.2 Wandel in den Wertvorstellungen

Aber nicht nur die äußeren Lebensumstände waren einem Wandel unterworfen, sondern in enger Beziehung auch die inneren Wertvorstellungen. Bei aller Rasterhaftigkeit von Schematisierungen können doch etwa in der Zeit nach Kriegsende zwei Abschnitte charakterisiert werden. Ein erster Wandel kann in die Mitte der 1970er-Jahre datiert werden. Hier erfolgte im Zuge der 68er-Bewegung eine Abkehr von materiellen Werten wie wirtschaftlicher

Sicherheit, Disziplin, Pflichterfüllung hin zu einer Betonung von „postmateriellen“ Werten. Selbstverwirklichung, Ungebundenheit und Emanzipation bekamen einen nie dagewesenen Stellenwert im Leben des Einzelnen. Die Betonung des Individualismus wird zum vorrangigen Werteleitbild. Wurde in früheren Zeiten eine nicht zufriedenstellende Ehe wegen wirtschaftlicher und familiärer Notwendigkeit unter allen Umständen aufrecht erhalten, so stieg nun die Bereitschaft, eine Ehe zu lösen, wenn sie der persönlichen Entwicklung eines der Partner hinderlich war.

Ein zweiter Wandel kann mit dem Ende des 20. Jahrhunderts in die Mitte der 90er-Jahre festgemacht werden. Der nun ansetzende Wandel pendelt zurück von der Betonung des Ichs hin zur Betonung des Wir. Doch darf dieser Wandel nicht verwechselt werden mit einer wertemäßigen Rückkehr in die Nachkriegszeit. Zwar vollzieht sich eine Aufweichung eines radikalen Individualismus. Gemeinschaft und Spiritualität erfahren eine deutliche Aufwertung. Doch dieses „Cocooning“ vollzieht sich eher ins Private. Große gesellschaftliche Gemeinschaften wie die Kirchen, Gewerkschaften oder Parteien können von diesen neuen Formen eines Bewusstseins für die Bedeutung des Sozialen nicht profitieren. Viel eher wird Partnerschaft und Familie zu einem sozialen Sinnstifter mit einer damit einhergehenden Aufwertung gefühlsmäßiger enger Bindungen.

3.3 Veränderungen in den Rollenbildern

Mit den genannten Veränderungen und den veränderten Realitäten in der Erwerbsarbeit veränderten sich auch die Rollenerwartungen von Mann und Frau. Zunächst einmal bedeutete die Industrialisierung eine gewisse Rollenspezialisierung, die dem Mann das berufliche Draußen zuwies, während der Frau im Drinnen der Haushalt und die Kindererziehung zufielen. Vor allem im wohlhabenden Bürgertum konnte diese Rollenverteilung praktiziert werden.

Erst 1978 wurde im Familienrecht die Gleichstellung von Frau und Mann umgesetzt. Noch heute sind wir damit beschäftigt, die Auswirkungen dieses Rollenverständnisses zu lösen. Im Hintergrund hierfür steht das enorm gestiegene Bildungsniveau von Frauen, das

Frauen dieses einseitige Rollenmodell als zu eng und als Benachteiligung erscheinen lässt. Indem Frauen in die Berufswelt drängen, verringern sie ihre rollentypische Abhängigkeit von den Männern.

Auch die Errungenschaften im Bereich der Methoden der Empfängnisregelung spielen hier eine Rolle. Mit der Erfindung der Pille wird es erstmals in der Geschichte der Menschheit möglich, Liebe, Sexualität und Fortpflanzung zu entkoppeln, so dass Liebe und Sexualität nicht mehr so sehr an die Ehe gebunden sind wie ehemals. Auch sind die Möglichkeiten der Empfängnisregelung die unabdingbare Voraussetzung, dass Frauen die Haus- und Familienrolle ganz oder teilweise sprengen können.

Unter diesen Voraussetzungen steht das eheliche Zusammenleben unter ganz neuem Licht. Jedes Paar kann und darf seine eigenen Formen und Normen, seine eigenen Verhaltenserwartungen und Rollenmuster entwickeln. Natürlich wissen wir in Zeiten, in denen vom modernen Mann die Rede ist, der selbstverständlich die Väternormen seiner Elternzeit in Anspruch nimmt, dass die Ehe kein Vehikel für bestimmte Geschlechterrollen mehr sein sollte. Vielmehr ist es – zumindest theoretisch – dem Paar selbst überlassen, miteinander zu verhandeln, welcher Familienname auf das Türschild kommt, wann und wie viele Kinder erwünscht sind und wer dafür welche Nachteile in seiner beruflichen Laufbahn auf sich nimmt.

Ein besonderes Konfliktpotential entsteht, wenn Anspruch und Wirklichkeit miteinander in Konflikt geraten. FTHENAKIS beschreibt im Übergang zur Familienphase bei jungen Paaren einen Effekt, den er die „schleichende Traditionalisierung des Familiensystems“ (vgl. Hutter 2006, S. 88-92) nennt. Er meint damit, dass spätestens mit der Geburt des ersten Kindes ein ungewollter Effekt einsetzt, der sich in mehreren Schritten vollzieht:

1. Die Gleichstellung von Mann und Frau im Beruf bricht zusammen.
2. Eine ausgewogene Einkommensverteilung zwischen Frau und Mann klafft zunehmend auseinander.
3. Die Hausarbeit fällt zunehmend in den alleinigen Verantwortungsbereich der Frau und
4. die Partnerschaftsqualität bricht dramatisch ein.

Der individuelle Freiheits- und Möglichkeitsspielraum beträgt ein nie dagewesenes Ausmaß, allerdings transportiert er ein nicht unbeträchtliches Konfliktpotential in die Ehe. Das Gelingen einer Paarbeziehung hängt wesentlich am erfolgreichen Aushandeln gemeinsamer Regelungen und Lebensperspektiven, es bleibt in hohem Maße abhängig von individuellen Konfliktkompetenzen – über die gesamte Dauer der Beziehung hinweg. Das eheliche Leben wird so ein gutes Stück weit gefährdeter und fragiler, weil die Zufriedenheit in der Ehe in hohem Maße korreliert ist mit der Zufriedenheit mit den erreichten Kompromissen.

3.4 Biographische Veränderungen

Die Notwendigkeit von Konfliktkompetenzen wird durch eine weitere Entwicklung verschärft. Die biographischen Veränderungen – vor allem durch den Fortschritt in der medizinischen Versorgung – führen zu einer deutlich gestiegenen Lebenserwartung. Im gleichen Atemzug prolongiert sich die Latenz zwischen dem Eintritt in das Erwachsenenalter und dem Alter der Gründung einer Familie. Längere Ausbildungszeiten bedingen ein späteres Heiratsalter. Unter diesen Veränderungen und im Kontext einer kindorientierten Eheschließung, d.h. es wird erst bei beiderseits vorhandenem Kinderwunsch oder schon vorliegender Schwangerschaft geheiratet, entsteht hier der Raum für (eine Form) nicht-ehelicher Lebensgemeinschaften.

Und mit dem Anstieg der Lebenserwartung hat auch die Ehedauer zugenommen. So lag um 1900 die durchschnittliche Ehedauer noch bei 17 bis 18 Jahren, 1980 dagegen schon bei 40 Jahren. Nachdem die Kinder das familiäre Nest verlassen haben, wartet auf das Paar eine noch beträchtliche Lebenszeit, die man nicht einfach nur aussitzen kann und will, sondern die einer Neuorientierung bedarf. Soziologen beschreiben diese Phase als nachfamiliäre oder nachelterliche Phase. Dass diese Phase oft sehr krisenanfällig ist, scheint nicht verwunderlich, ist man doch mehr oder weniger plötzlich wieder mit seinem Partner allein und kann nicht mehr – weder bei Aktivitäten noch in Konflikten – auf die Kinder

ausweichen. Das Paar ist auf sich selbst zurückgeworfen. Im Zuge dieser Veränderungen gibt es auch einen sprunghaften Anstieg der sogenannten Spätscheidungen zwischen dem 15. und 25. Ehejahr – ein Zeitraum der vor hundert Jahren im Durchschnitt noch gar nicht erreicht wurde. Im Jahr 1963 lag der Anteil der Spätscheidungen an der Anzahl aller Scheidungen noch bei 4,5 %, Anfang der 1990er-Jahre bereits über 30 % (vgl. Knapp 1999, S. 16).

3.5 Veränderungen im Scheidungsverhalten

Seit Jahren wird auf die deutlich gestiegene Zahl von Ehescheidungen verwiesen. Üblicherweise wird die Scheidungsquote mit etwa 30 % angegeben. Jede dritte Ehe endet demnach vor dem Scheidungsrichter, in den urbanen Ballungszentren wird die Zahl mit bis zu 50 % angegeben. Dem korrespondiert die Tatsache, dass die Zahl der Eheschließungen in den letzten Jahrzehnten deutlich rückläufig war. Während noch 1950 10,7 Ehen pro 1000 Einwohner geschlossen wurden, waren es 1990 nur noch 6,6 Ehen und 2009 nur noch 4,6. Auf der anderen Seite entstehen alternative Lebensformen, die an Bedeutung zunehmen. Seit Jahren wird eine zunehmende Pluralisierung der Lebensformen festgestellt. Ob Ehe oder nicht-eheleiche Lebensgemeinschaft, Zweit- oder Drittehe – was auch immer – es ist eine Entscheidung, die ganz dem Einzelnen anheimgestellt ist. Die Ehe ist ein Partnerschaftsmodell unter anderen geworden.

4. Folgen für die Ehe und das Leitbild moderner Beziehung als Ausgangspunkt einer Theologie der Ehe

Fasst man die beschriebenen Entwicklungen wie in einem Brennglas zusammen, kann man konstatieren, dass eine Ehe, die nicht wegen wirtschaftlicher Notwendigkeiten geschlossen und aufrechterhalten werden muss, andere Erwartungshorizonte mit sich bringt. Es geht in besonderem Ausmaß vor allem um das persönliche Glück und das ganzmenschliche, individuelle Angenommen-Sein in der Liebesbeziehung. Nave-Herz schreibt deshalb: „Die Zunahme der Ehescheidungen ist nicht die Folge eines gestiegenen

Bedeutungsverlusts der Ehe; nicht die Zuschreibung der ‚Sinn‘-losigkeit von Ehe hat das Ehescheidungsrisiko erhöht und lässt Ehepartner heute ihren Eheentschluss eher revidieren, vielmehr ist der Anstieg der Ehescheidungen Folge gerade ihrer hohen psychischen Bedeutung und Wichtigkeit für den einzelnen, so dass die Partner unharmonische eheliche Beziehungen heute weniger als früher ertragen können und sie deshalb ihre Ehe schneller auflösen. Ehescheidungen sind also auch eine Folge hoher, idealisierter Erwartungen, die sich mit einer Eheschließung verbinden“ (1994, S. 118).

Gestützt wird diese Feststellung von neueren Forschungsergebnissen in den Arbeiten von Bodemann. Er konstatiert, dass der Entschluss zur Trennung und Scheidung nicht mehr nur das Ergebnis einer nicht mehr zufrieden stellenden ehelichen Beziehung und eines dementsprechend hohen Konfliktpotentials ist, sondern dass Scheidungen in zunehmendem Maße auch in Fällen zu verzeichnen sind, in den psychologische Messinstrumente keine krisenhaften Indikatoren anzeigen. Die gefährdete Größe findet sich zunehmen im Kommittent, d.h. in der inneren Loyalität und Gebundenheit der Partner aneinander. So werden auch als zufrieden erlebte Ehen gelöst, weil externe Alternativen als (noch) vielversprechender und erfüllender wahrgenommen werden. Die Trennung ist sozusagen Ergebnis einer inneren Bilanzierung von zu erwartenden Glückserfüllungen (Bodemann 2010).

Zurückgehende Heiratsraten und die Zunahme nicht-ehelicher Lebensgemeinschaften erscheinen in diesem Licht nicht als moderne Ausdruckformen jugendlicher Bindungsangst, sondern vielmehr als ein gutes Stück Realismus angesichts der veränderten Grundlagen der Ehe in der Moderne. Selbst der staatliche Schutz von Ehe gerät in den Strudel einer Ambivalenz von Schutz, Sicherheit und Vorteilsgewährung auf der einen Seite, aber eben auch andererseits von Reglementierung, Trennungshindernis und unkalkulierbaren Langzeitfolgen. Die Ehe ist eine Institution, die manifeste rechtliche Relevanz besitzt. Das Zustandekommen einer Ehe ist an eine öffentlich greifbare Form gebunden, in deren Konsequenz eigene Handlungs- und Entscheidungsfreiheiten unter allgemein normiertes Recht gestellt werden. In Deutschland hat dieses Recht sogar Verfassungsrang. Ein Ehepaar erwirbt sich damit gewisse Vorteile,

vor allem in steuerlicher Hinsicht. Im Falle eines Scheiterns ist es dann an die Vorgaben des Scheidungs- und Unterhaltsrechts gebunden.

Inwieweit dieses Scheidungs- und Unterhaltsrecht jeweils dem entspricht, was als gerecht empfunden wird, ist nicht immer eindeutig. Somit kann in einer Zeit, in der die Wahrscheinlichkeit, mit den Ecken und Kanten des Scheidungs- und Unterhaltsrechts Bekanntschaft machen zu müssen, nicht gerade als gering eingestuft werden muss, das Eherecht seinen Schutzcharakter verlieren. Historisch gesehen ist dies eine interessante Entwicklung. Denn das Eherecht hat in seinem Kern als ein Freiheitsrecht zu gelten, nämlich als Recht auf die Eheschließung. In der Vormoderne war die Eheschließung ein Privileg, das nur einer Minderheit der Gesellschaft zuteilwurde. Für eine Eheschließung musste die Erlaubnis eingeholt werden: von den Eltern, von der Zunft, vom Landesherren oder anderen Autoritäten, was zur Folge hatte, dass der Großteil der einfachen Landbevölkerung von der Eheschließung ausgeschlossen blieb.

Gleichzeitig ist der Wert einer gelungenen Partnerschaft oder Ehe in der Moderne hoch, vielleicht weil die Paarbeziehung und die Ehe als der einzig konkrete Ort erscheinen, an dem sich die Sehnsucht nach einem gelungenen und erfüllten Leben verwirklichen lässt. In einer Welt, in der Leistungsvermögen, Rationalität, soziale Segmentierung und Funktionalisierung den Ton angeben, erscheinen der soziale Nahraum und hier insbesondere die intime Paarbeziehung als Glücksversprechen par excellence. Nur hier kann man noch hoffen, so angenommen zu werden, wie man wirklich ist unabhängig von Leistungsvermögen und Geld. Die Paarbeziehung und die Ehe geraten damit unter neoromantische Vorstellungen, die zum Leitbild der modernen Beziehung von Frau und Mann avancieren. Unter dem Primat des Gefühls und des fortwährenden Glückserlebens erscheint Intimität die größtmögliche menschliche Nähe und damit Glück zu versprechen. Die Ehe wird so gleichzeitig mit der Hypothek belastet, die Dauerhaftigkeit der Gefühle, von Sympathie und Zuneigung zu gewährleisten. Der Soziologe BECK spricht in diesem Zusammenhang von der Liebe als „Religion nach der Religion“ (Beck 1990, S. 37).

Diese doch sehr viel anspruchsvolleren Erwartungen sind gleichzeitig ein sehr viel fragileres Fundament, als es etwa

wirtschaftliche Erwägungen waren. Dies bedingt, dass das Gelingen einer Ehe in einem noch nie dagewesenen Ausmaß an eine erfolgreiche Konfliktbewältigung und ebensolche Kompetenz gebunden ist – über die gesamte Ehedauer hinweg, die ihrerseits einen historisch nie dagewesenen Umfang angenommen hat.

Der Befund ist also ausgesprochen ambivalent. Auf der einen Seite ist ein Bedeutungsverlust der Ehe als Institution zu konstatieren. Die Ehe hat ihre Bedeutung in ökonomischer Hinsicht und zur Legitimierung von Sexualität und Paarbeziehung verloren. Die veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und die größere Fragilität der Ehe führen zu einer größeren Eheskepsis, auch das Fundament der Ehe – die Liebe – ist fragiler geworden. Gleichwohl werden gerade mit der Paarbeziehung und auch der Ehe hohe Erwartungen verbunden. Vielleicht erklärt sich so der Befund, dass die große Mehrheit aller Deutschen bis zu ihrem 50. Lebensjahr heiraten. Und manche davon sogar mehrmals. Bei einer Scheidungsquote von 30-50 % verbleiben immer noch 50-70 % der Ehen, die von dauerhaftem Bestand sind – in welcher Qualität auch immer. Nave-Herz fasst dies pointiert dahingehend zusammen, dass „noch nie so viele Menschen in einer zeitlich so langen monogamen Ehe gelebt haben wie heute“ (1988, S. 89).

Für die Theologie bedeuten diese Entwicklungen, dass sie sich diesen fundamentalen Umbrüchen in Hinblick auf die Ehe nicht entziehen kann. Das Scheitern von Paarbeziehungen und Ehen im gegenwärtigen Ausmaß kann nicht als massenhaftes individuelles Scheitern und moralisches Versagen verstanden werden. Begreift man die epochalen Umbrüche in der Konsequenz als Überforderung der Möglichkeiten des Einzelnen, wird deutlich, dass ein gebetsmühlenartiges Wiederholen moralischer Appelle genauso wenig fruchten wird wie die Einschärfung kirchlicher Lehren und Normen. Ein fortwährendes Lamentieren über diese Entwicklungen und die Vergeblichkeit pastoralen Mühens droht zur fortwährenden Kulisse im kirchlichen und pastoralen Handeln zu werden.

Zugegeben, diese Feststellungen lassen nicht schon am Horizont hilfreiche Alternativen auftauchen, die eine Beendigung der gegenwärtigen Schwierigkeiten in Aussicht stellen. Doch vielleicht ist diese Einsicht schon eine hilfreiche Medizin, die die Theologie und Pastoral in die Lage versetzt, sich dem zuzuwenden, was ihre

Aufgabe ist, nämlich im Lichte der biblischen Botschaft und der kirchlichen Tradition diese Realität so zu deuten, dass auch unter den Bedingungen der Moderne das Heilsame und Befreiende erschlossen werden kann. Auch wenn die Moderne mit ihrer Wissenschaftsgläubigkeit und Traditionskritik in ihren Tendenzen zur Enttraditionalisierung wenig irritierbar und korrigierbar durch Traditionen erscheint, so bleibt abzuwarten, ob Bewährtes nicht doch den längeren Atem hat, wenn sein lebensförderlicher Kern freigelegt wird.

Will sich eine Theologie der Ehe nun diesen Fragen stellen, wird sie da ansetzen müssen, womit das 2. Vatikanische Konzil begonnen hat. Denn das bestimmend Neue des Konzils in Bezug auf die Theologie der Ehe kann zentral darin gesehen werden, dass es eine Perspektivenverschiebung weg von einem juristisch bestimmten Eheverständnis hin zu einem personalen vollzogen hat (Knapp 1999, S. 108-115). Das Konzil betont durchgängig den personalen Aspekt vor dem institutionellen. Die Liebe der Ehegatten zueinander wird zum leitenden Gesichtspunkt. Entsprechend betont das Konzil auch den Begriff des Bundes zulasten des Begriffs des Vertrags. Konsequenterweise verliert die traditionelle Ehe zwecklehre an Bedeutung. Die Ehe wird begriffen als personale Lebens- und Liebesgemeinschaft von Frau und Mann.

Auch die Sakramentalität der Ehe kann nun in besonderem Maße im Kontext der ehelichen Liebe bedacht werden. Denn in der ehelichen Liebe kommt Gott, der selbst Liebe ist, dem Menschen nahe. Auch und vor allem in der ehelichen Liebe wird die heilsame Zuwendung Gottes zur Welt wirksam und erfahrbar, wodurch wiederum die Liebe der Ehegatten gestärkt und vollendet werden kann, indem sie daran Anteil erhält. Durch diese Partizipation ereignet sich in der Ehe genau das, was sich ekklesiologisch in der Zuwendung Christi zu seiner Kirche vollzieht, nämlich das Wirksamwerden der erlösenden Liebe Christi. Im Sinne des 2. Vatikanischen Konzils ist die Ehe aus genau jenem Grund ein Sakrament, weil sie die liebende Zuwendung Gottes zur Welt in der konkreten Realität des ehelichen Alltags Wirklichkeit werden lässt.

Die Neuausrichtung des kirchlichen Eheverständnisses hat zu erheblichen Spannungen zwischen dem personalen und dem institutionellen Aspekt der Ehe geführt haben, die sich auch in der

Revision des CIC von 1983 widerspiegeln. Einige Fragen sind bis heute ungelöst. Die stärkere Betonung des Aspekts des Vertrags im CIC – aus juristischer Sicht wohl zu verstehen in der Schwierigkeit, „Liebe“ juristisch konkreter zu fassen – stellt ihrerseits eine Einschränkung des personalen Gedankens dar. Dennoch formuliert der Ansatz des Konzils einen Angelpunkt, der auch für die aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen richtungsweisend sein kann, eine Theologie der Ehe zu formulieren.

Denn der Dreh- und Angelpunkt ist hierbei die Liebe, der auch im modernen Leitbild von Paarbeziehung und Ehe die zentrale Funktion zukommt. Aus diesem Grund soll im Folgenden der Aspekte einer Theologie der Ehe vorgestellt werden, die die Liebe in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen stellt. Ein solcher Versuch erscheint deshalb besonders attraktiv, weil er genau dort ansetzt, wo in der gegenwärtigen Erfahrung der Paare das Herz der Ehe liegt. Gleichwohl wird darauf zu achten sein, wo in der theologischen Reflexion jenes kritische Potential aufscheint, von dem bereits die Rede war.

5. Liebe und Ehe im theologischen Kontext

Es spricht sich so leicht von der Liebe im Kontext von Paarbeziehung und Ehe. Ebenso leicht fällt es zu konstatieren, dass die Liebe im Kontext der Moderne zum Dreh- und Angelpunkt der Ehe geworden ist, sowohl in Bezug auf ihr Zustandekommen als auch in Bezug auf ihren Bestand. Dabei ist völlig ungeklärt, was unter Liebe eigentlich zu verstehen ist und ob es überhaupt ein einheitliches Verständnis von Liebe gibt. Dies gilt umso mehr, als andere Sprachen für das zu bezeichnende Phänomen auf unterschiedliche Begriffe zurückgreifen, während die deutsche Sprache nur einen einzigen Begriff kennt. Was also ist gemeint, wenn von Liebe die Rede ist? Will sich eine Theologie der Ehe ihrer Reflexionen versichern, ist es unabdingbar nötig, ein Verständnis dessen zu bestimmen, wovon die Rede ist, wenn über die Liebe gesprochen wird. Die Liebe ist ein vielschichtiges Phänomen, dem Benedikt XVI. in seiner ersten Enzyklika ein eigenes Werk gewidmet hat.

5.1 Was ist Liebe?

Unter den unterschiedlichen Aspekten in Bezug auf die Liebe kann zum einem die Selbstliebe genannt werden. Es ist in unserem kulturellen Kontext vielleicht ungewöhnlich, mit der Selbstliebe zu beginnen, doch in ihrer positiven Konnotation ist sie weit davon entfernt mit Egoismus oder Narzissmus identifiziert zu werden. Die Selbstliebe ist zunächst einmal der gesunde und positive Bezug zu sich selbst, die Annahme seiner Selbst in seinem Da- und So-Sein. Gerade die therapeutische Praxis zeigt, dass diese Form der Liebe keinesfalls zu den leichtesten Herausforderungen im Leben eines Menschen gehört. Im biblischen Gebot wird die Selbstliebe gar zum Maß der Nächstenliebe: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Damit ist zwar keine Aufforderung zur Selbstliebe verbunden, die Bibel geht selbstverständlich von der Existenz der Selbstliebe aus, der Tatsache, dass man für sich selbst das Gute will. Und an diesem Maßstab ist die Nächstenliebe zu messen.

Im Kontext des Schöpfungsgedankens lässt sich dieser Aspekt sogar noch vertiefen. Geht man davon aus, dass der Schöpfer jedem seiner Geschöpfe bejahend und wohlwollend zugewandt ist, bedeutet die Selbstliebe den Nachvollzug der Haltung des Schöpfers zu seinem Geschöpf. Erfahbar wird dieser Zusammenhang bei der Tatsache, dass die Selbstliebe nicht aus sich selbst entspringt. Selbstliebe ist immer konsekutiv – im zeitlichen wie im existentiellen Sinn. Denn zur Selbstliebe ist nur in der Lage, wer zunächst von anderen geliebt wurde. Die Fähigkeit zur Annahme seiner Selbst ist wesentlich bedingt durch ein vorgängiges Angenommen-Sein durch andere. Die Bindungsforschung weist eindrücklich darauf hin, dass dieser Prozess zutiefst schon mit dem Beginn des menschlichen Lebens verbunden ist vermittelt in der Annahme durch die Eltern. In der Selbstliebe erfährt sich ein Mensch somit immer als unvollkommener und bedürftiger, als einer, der auf andere verwiesen ist.

Daraus ergibt sich ein weiterer Aspekt der Liebe, die Du-Liebe, die die Griechen als Eros bezeichnen. Gemeint ist an dieser Stelle nicht die auf den Bereich der Sexualität fokussierte Erotik, sondern eine Form der existenziellen Bezogenheit auf andere Menschen. In der eros-förmigen Bezogenheit auf den anderen steht aber gleichzeitig die eigene Bedürftigkeit im Fokus. Im griechischen

Ursprung ist mit Eros das Verlangen nach Daseinserhöhung, nach Glück und Glückseligkeit gemeint, eine Kraft, die zentral zu unserem Menschsein gehört und unsere strebende Zuwendung zur Welt und den anderen Menschen betrifft. Eros richtet sich auf Vereinigung und Einswerdung mit anderem, um das eigene Sein zu vervollkommen, sei es mit Geistigem oder einem anderen Menschen. Es ist eine Selbstöffnung über das Selbst hinaus auf eine andere Wirklichkeit hin, die in der Rückwirkung das eigene Sein beglückend erfüllt. Es ist zwar keine Gleichsetzung von erotischer Liebe und Sexualität zulässig, aber am Beispiel der erotischen Liebe zeigt sich, wie sich ein Mensch hier als sexuelles Wesen erfährt und sich in der Vereinigung selbstüberschreitend auf einen anderen einlässt und dabei selbst in den Prozess einbezogen ist. In der erotischen Liebe überschreitet sich ein Mensch auf einen anderen hin. Dabei ist die erotische Liebe keineswegs selbstlos. Gleichzeitig ist sie sehr gefühlsbetont oder gar überwältigend, weshalb sie auch als die „notorisch sterbliche Gestalt der Liebe“ (Pieper 1984, S. 141) gilt.

Doch darauf kann die Liebe nicht reduziert werden. Deshalb lässt sich auch eine weitere Form der Du-Liebe ausmachen, die mit Agape oder Caritas benannt wird. Diese Form der Liebe ist nicht so sehr getragen von Stimmungen oder Gefühlen, sondern sie basiert in erster Linie auf dem tätigen Handeln. In der Agape wendet sich der Liebende dem anderen zu in dessen Bedürftigkeit. Es geht hierbei um die Annahme des anderen in seinem So-Sein – nicht wegen des Attraktiven, sondern in seiner gesamten Existenz einschließlich der Begrenzungen. Die Agape ist darin die Bejahung des anderen in seiner Realität. Der Blick weitet sich über das hinaus, was den anderen begehrenswert und anziehend macht, auf das Beschwerliche und Widerstrebende. Darin ist die Agape aber keineswegs selbstlos oder selbstvergessen. Denn der Maßstab des Handelns bleibt im menschlichen Kontext die eigene Bedürftigkeit und Angewiesenheit. Sie ist allenfalls darin selbstvergessen, insofern sie für das tätige Handeln eigene Bedürfnisse und Wünsche zurückstellt. Eine so gestaltete Sorge um das Wohl des anderen basiert weniger auf Gefühlen als auf dem Willen. Die Agape ist die willensbestimmte Form der Liebe, die erkennt, was sie dem anderen schuldig ist aufgrund der eigenen Angewiesenheit auf eine ebensolche Liebe.

Ein differenzierter Zugang zu dem vielschichtigen Phänomen der Liebe kann also durchaus unterschiedliche Aspekte und Momente

benennen. Und er kann darauf hinweisen, dass Liebe mehr ist als die irrational-affektive oder motivationale Kraft am Beginn der Paarbeziehung. Dabei darf aber nicht übersehen werden, dass die genannten Vollzugsweisen und Aspekte sozusagen keine alternativen Erscheinungsformen darstellen. Alle drei Formen sind untrennbar ineinander verwoben. Es handelt sich vielmehr um unterschiedliche Akzente des einen menschlichen Phänomens, die kaleidoskopartig aufscheinen können. Natürlich können unterschiedliche Vollzugsweisen in den Vordergrund treten und das bestimmende Moment darstellen.

Für das Leitbild von Liebe im Kontext der Moderne ist immer wieder die Diagnose anzutreffen, wonach sich die neoromantische Orientierung gerade durch einen Vorrang eines eros-geprägten Liebens auszeichnet. Im Vordergrund der partnerschaftlichen Liebe stehen das gefühlsbetonte Erleben und die auf die eigene Bedürftigkeit und der Bedürfniserfüllung angelegte Form der Beziehungsgestaltung. Selbst wenn man diese These nur bedingt teilt, lässt sich dennoch von hier aus fragen, wie ein Leitbild von Liebe (auch) in der Ehe im Lichte des christlichen Glaubens entworfen werden müsste.

5.2 Aspekte einer Theologie der Ehe

Was bedeutet dieser Befund für eine Theologie der Ehe, die bei der Liebe ansetzt? Zunächst bedeutet es, dass alle Formen der Liebe als prinzipiell gut anzusehen sind. Sowohl die Eros-Liebe als auch die Selbstliebe in der Ehe sind nichts Verwerfliches, sondern sollen in den je unterschiedlichen Ausdrucksformen entfaltet werden und zu ihrem Recht kommen. Gleichzeitig aber bleiben die jeweiligen Ausdrucksformen wechselseitig aufeinander verwiesen. Wie eine einseitige Betonung der Selbstliebe in Egoismus abgleiten kann, so steht die Eros-Liebe in der Gefahr, den Ehepartner allein darin zu lieben, wo er attraktiv und begehrenswert erscheint, das eigene Leben beglückt und bereichert. Die Agape-Liebe wiederum bringt zum Ausdruck, dass es auch darum geht, für den anderen dort da zu sein, wo es Opfer und Zurücknahme bedeutet. Das Zurückstellen eigener Wünsche und Bedürfnisse ist genauso Teil des Liebesprojekts in der

Ehe wie die angemessene Form, die eigenen Bedürfnisse in die Paarbeziehung einzubringen.

Der für das Gelingen einer Paarbeziehung lebenslang so wichtige Ausgleich der Dimensionen von Nähe und Distanz kann damit eng an die Dimensionen der Liebe angeknüpft werden. Das verantwortungsvolle Gestalten der je eigenen menschlichen Entwicklung und Bedürfnisse innerhalb der Paarbeziehung ist sicherlich ein wesentlicher Ausdruck einer gesunden Selbstliebe, die auch immer wieder in die Distanz zum Partner führen wird. Allerdings wird diese Distanzierung nicht in die Entfremdung führen, wenn ihr eine ebenso starke eros-geprägte Kraft entgegenwirkt, die auch die Attraktivität des Partners im Blick behält als belebende Kraft, die auch das füreinander Sorgen und einander Annehmen in der Agape-Liebe lebendig erhält. So gesehen erfährt die erotische Liebe durch die agape-geformte Liebe eine Weitung und Ergänzung. Aber auch eine rein eheliche Liebe, die rein durch die Agape-Liebe geformt ist, wird erlahmen, wenn das erotische Streben abstirbt.

Das II. Vaticanum rückt in seiner Ehelehre den Aspekt der Agape in den Vordergrund. Dabei weiß sich das Konzil getragen vom biblischen Befund, wonach Gott selbst die Liebe ist, verstanden als Agape. In der Konstitution *Gaudium et Spes* (GS 48,1-2) formuliert es, dass Mann und Frau in der Ehe zu ihrer eigenen Vervollkommnung gelangen sollen. Die Eheleute sollen sich gegenseitig schenken und annehmen und sie sollen sich in gegenseitiger Hingabe und ständiger Treue lieben. Auch wenn die neben der Agape anderen Formen der Liebe hier nicht eigens benannt oder ausgeschlossen werden, so liegt der Schwerpunkt dennoch auf der Agape. Diese Feststellung ist wichtig, denn eine so verstandene Ehe ist theologisch ein besonderer Ort. Überall dort, wo der Mensch sich liebend auf andere einlässt, kommt er in Berührung mit dem, der selbst die verschenkende Liebe ist. Insofern die liebende Zuwendung Gottes zur Welt zeitlich und existentiell vorausliegt, schwingt der Mensch in seiner Liebe ein in die von Gott ausgehende Liebedynamik. Auch wenn diese Dynamik nicht auf die Ehe beschränkt ist, so ist die Ehe doch ein herausragender Ort, die von Gott ausgehende Bewegung der Agape zu realisieren. In der ehelichen Liebe liegt die besondere Chance, dem von Gott dem Menschen zgedachten Sinn und Ziel seiner Existenz, nämlich die Gemeinschaft mit Gott, besonders nahe zu kommen im Leben in der Agape.

Rückt man die eheliche Liebe in einen solch umfassenden Kontext stellt sich sofort die Frage nach den menschlichen Möglichkeiten und Fähigkeiten zu solch einer Liebe. Und in der Tat ist das Eheversprechen, eine solche Liebe in der Ehe leben zu wollen, die Zusage an den Ehepartner, ihn auf diese umfassende Weise anzunehmen und sich von ihm annehmen zu lassen. Im Kern ist dieses Versprechen eines, das die Kräfte und Möglichkeiten des Menschen übersteigt. Angesichts der begrenzten menschlichen Möglichkeiten und der eigenen Bedürftigkeit wird die Realisierung immer nur fragmentarisch möglich sein. Ein Mensch kann aus sich mit dem ihm zur Verfügung stehenden Fähigkeiten das Versprechen der Liebe nicht umsetzen. Knapp (1999, S. 133) spricht deshalb von der paradoxen Struktur der Liebe. Er meint damit, dass die Liebe in ihrem Sehnen das tiefste Bedürfnis eines Menschen, nämlich jenes nach unbedingtem Angenommen-Sein aufgreift, es jedoch nur bedingt einhalten kann. In der Perspektive des Glaubens bedeutet diese Erkenntnis keinen Makel. Vielmehr verweist die Liebe in dieser Struktur radikal über sich hinaus und bestimmt die eigentümliche Logik der Liebe, die nur in einem transzendenten Horizont eingeholt werden kann. Das moderne Leitbild einer Liebe als Religion nach der Religion erweist gerade hier ihre irdische Verwiesenheit und Selbstüberforderung. Im christlichen Glauben wird von Gott gerade dieses Fragmentarische aufgegriffen und zu seinem Ziel geführt. Wo sich zwei Menschen einlassen auf diese Liebesdynamik dürfen sie darauf vertrauen, dass das Ineinander von menschlicher und göttlicher Liebesbewegung ihnen die wirksam helfende Zuwendung der Nähe Gottes erschließt.

Nun ist diese Dynamik nicht gebunden an die kirchliche Ehe, sondern gilt für jede Ehe, in der sich Mann und Frau in einer personalen Lebensgemeinschaft aufeinander einlassen. Es ist vor allem Rahner (1967, S. 523-526), der darauf hingewiesen hat. Immer, wo zwei Menschen sich auf diese Weise aufeinander einlassen, öffnen sie sich zumindest implizit auf Gott hin. Das Spezifikum der sakramentalen Ehe ist dagegen darin zu sehen, dass sich Frau und Mann dieser Zuwendung Gottes ausdrücklich vergewissern und im Vertrauen auf die liebende Nähe Gottes ihre Ehe eingehen. Das ist alles andere als eine Sakralisierung der Ehe. Im Gegenteil: es ist der Verweis darauf, dass die Sakramentalität der Ehe genau dort real wird, wo die beiden Eheleute im alltäglichen Miteinander versuchen,

sich liebend aufeinander einzulassen. Gerade die bewusste Realisierung der Grenzen der eigenen Liebesfähigkeit schafft die Voraussetzung für die Wahrnehmung der eigenen persönlichen und dyadischen Angewiesenheit auf ein helfendes Dabei-Sein Gottes – auch und gerade im alltäglichen Vollzug des ehelichen Miteinanders. Die personale Zusage im Eheversprechen zielt auf die Umsetzung im Leben. Die Ehe ist somit immer ein „Sakrament im Werden“ (Mieth 1984, S. 75) und sie ist gleichzeitig das am meisten irdische Sakrament. Denn das wechselseitig liebende Handeln der Ehepartner wird zum Ausgangspunkt sakramentaler Überlegung.

Auch wenn in diesem Verständnis die personale Zusage zum Partner im Versprechen, d.h. im Konsensaustausch seinen begründenden Akt findet und die sakramentale Dimension im liebenden Handeln der unbedingten Annahme zu sehen ist, ist die Ehe dennoch nicht dem kirchlichen Kontext entzogen. Die sakramentale Ehe ist nicht ohne ihren ekklesiologischen Kontext verstehbar. Zum einen ist dieses Verständnis der Liebe in der Ehe ohne die Vermittlung des Glaubens der Kirche überhaupt nicht möglich. Gleichzeitig aber ist die sakramentale Ehe überhaupt nur verstehbar als Selbstvollzug der Kirche. In der expliziten Übernahme dieser speziellen, agape-geprägten Liebesdynamik holt ein Ehepaar die kirchliche Dimension herein. Immer da, wo zwei Menschen sich mit Vertrauen auf die durch Christus erwirkte helfende Zuwendung Gottes aufeinander liebend einlassen – nicht nur als subjektive Überzeugung, sondern objektive Realität – vollziehen sie das, was Kirche ist. In der Ehe haben die Ehepartner teil und realisieren die Verbindung von Christus und Kirche gleichermaßen. Aus diesem Grund ist auch der kirchliche Amtsträger bei der Trauung mehr als nur ein Statist zur Verschönerung der Zeremonie.

Von besonderer Bedeutung im Zusammenhang dieses Liebes- und Eheverständnisses ist eine Beachtung der Stoßrichtung der gewählten Aussagen. Es geht in diesem Zugang mitnichten um einen ethischen Rigorismus in Folge einer religiösen Überhöhung, der die Liebenden knechten oder überfordern kann. Vielmehr geht es in diesem Verständnis um einen neuen Indikativ liebender Zuwendung Gottes zu den Menschen, welcher besagt, dass in diesem Raum der göttlichen Liebesdynamik der Mensch aufgrund seinen existentiellen Angenommen-Seins von seinem tiefsten Ursprung her zu neuen Möglichkeiten eigenen Liebens befreit ist. Dem Menschen wird ein

neuer Möglichkeitshorizont eröffnet. Die Partner lieben sich wechselseitig als bereits von Gott Geliebte und sie dürfen sich in ihren Da- und Sosein bereits uneingeschränkt geliebt wissen schon vor der Zusage durch den Partner.

Gleichwohl sind diese die eheliche Liebe entlastenden und relativierenden Momente natürlich eine bindende Selbstverpflichtung, die auf Treue und Dauerhaftigkeit angelegt ist. Aus dem Indikativ resultiert der Imperativ, weil er ihn ermöglicht. Der Konsensaustausch zielt auf eine ihm entsprechende Lebenspraxis. In der sakramentalen ehelichen Liebe wird der Mensch mit all seinen Liebesmöglichkeiten im besten Sinn herausgefordert, weil er zu dieser Liebe von seinem Urgrund her gedacht und befreit ist.

6. Folgen für die Familienpastoral

Abschließend bleibt noch die Frage, zu welchen pastoralen Folgerungen die nun angestellten Überlegungen führen. Zwei Problembereiche sollen im Folgenden skizziert werden.

6.1 Das „theologische“ Problem

Wie eingangs deutlich wurde, hat in der heutigen säkularisierten Welt bei vielen Menschen die Liebe den Platz der Religion eingenommen. Von ihr wird erwartet, was in früheren Zeiten die Religion an Funktion übernommen hat. Nicht mehr in der Religion, sondern in der Liebe verschafft sich das tief im Menschen verwurzelte Sehnsucht nach Bejahung, Geborgenheit und Angenommen-Sein Ausdruck. Diese umfängliche Hoffnung auf ganz-menschlichem Aufgehoben-Sein in einem sinnhaften Ganzen ist in der Tat als religiös zu bezeichnen. Unter den Voraussetzungen der Moderne bleibt diese Erwartung in Bezug auf die Liebe jedoch diesseitsbezogen. Ein Vertrauen auf eine transzendente Macht ist hier nicht mehr vorgesehen. Die Liebe vertraut auf sich selbst. Wie der Baron Münchhausen muss sie sich selbst aus dem Sumpf ziehen. Es ist nur zu verständlich, wenn in der Konsequenz im Vergleich zur Ehe als solcher die Eheschließung eine Aufwertung erfährt. Denn in

diesem Kontext eines modernen Liebesleitbilds wird es zunehmend schwer, sich die Liebe für die Zukunft zu versprechen. Die Liebe und die Liebeszusage fokussiert sich auf die Gegenwart.

Die Säkularisierung der Liebe zeitigt somit ihre greifbaren Auswirkungen. Doch die Differenz zwischen einem modernen und einem christlichen ehelichen Liebesverständnis geht tiefer. Im Blick auf die heutige Situation der Ehe muss man fragen, ob sich in den unterschiedlichen Verständnisweisen ehelicher Liebe nicht eine tiefer reichende anthropologische Differenz Ausdruck verschafft, die auf ein unterschiedliches Verständnis des Menschseins verweist. Der theologische Befund erweist als Zentrum der ehelichen Liebe die eigene Bereitschaft und den Willen, sich selbst einem anderen Menschen zu schenken und sich verbindlich an ihn zu binden als Basis einer personalen ganzheitlichen Lebens- und Liebesgemeinschaft, in der der Mensch seinem ihm zugedachten existentiellen Sinn und Ziel näher kommt. Es stellt sich somit grundsätzlich die Frage, ob ein christliches Liebes- und Eheverständnis unmittelbar anschlussfähig ist an moderne Liebesvorstellungen. Es könnte inzwischen aber auch sein, dass in heutiger Zeit eine agape-geformte Ehe zu einem bewusst gelebten christlichen Zeugnis geworden ist dafür, dass der Mensch sich nur dann verwirklicht und findet, wenn er bereit ist, sich vorbehaltlos an andere zu verschenken und sein Leben mit ihm zu teilen.

Kirchlicherseits scheint es noch nicht vollends rezipiert, dass ein säkulares Liebesverständnis bis weit in den innerkirchlichen Raum vorgedrungen ist, und damit ein Eheverständnis zumindest partiell geschaffen hat, das von anderen Voraussetzungen ausgeht. Katechetische, moralische oder disziplinäre Maßnahmen werden auf Dauer fruchtlos bleiben, wenn es keine ehrliche Rechenschaft über diese Differenzen gibt und die Frage, ob und inwieweit eine kirchliche Ehe nicht inzwischen eine Lebensform darstellt, die eher schon einen Gegenentwurf zu gegenwärtigen Liebesvorstellungen darstellt. Der Ruf nach neuen Formen und Sprachen einer passenden Ehetheologie kann nur dann Früchte tragen, wenn diese anthropologische Differenz zur Kenntnis genommen und zum Ausgangspunkt pastoraler Bemühungen wird. Unter den Begriffen des Verliebt-Seins und der Liebe lassen sich sowohl in Theologie als auch in der Pastoral solche Differenzen leicht ausbleiben, weil es im Deutschen eben nur einen Begriff für das doch so vielschichtige Phänomen der Liebe gibt. In

diesem Zusammenhang steht auch die Problematik des fehlenden Glaubens. Eine im Glauben ergriffene christliche Liebe und Ehe setzt einen personalen Glauben voraus. Es ist ein Leichtes, rund um die Eheschließung einen anfänglichen Glauben zu unterstellen, ohne dass mit den Ehekandidaten die Fragen rund um das Eheverständnis beleuchtet werden. Natürlich brächte die Verweigerung einer Eheschließung eine ganz eigene Problematik mit sich. Doch es bleibt die kritische Frage, inwieweit stillschweigend von Übereinstimmungen und einem anfänglichen Glauben ausgegangen wird, oder ob mögliche Differenzen im Verständnis thematisiert werden können.

Umso drängender bleibt die Herausforderung, das Hilfreiche und Befreiende an der christlichen Botschaft immer wieder so zu formulieren, dass es in den Lebenswelten der Menschen von heute unter den Bedingungen der Moderne plausibel wird, ohne dabei zu übergehen, dass nicht alles mundgerecht und kompatibel gemacht werden kann. Es wird wohl künftig viel deutlicher realisiert und hingenommen werden müssen, dass es auch unüberbrückbare Differenzen gibt. Das darf aber gerade nicht dazu führen, dass sich die kirchliche Sprache in die Formulierungen eines Ideals flüchtet, in dem sich die Menschen von heute nicht mehr wiederfinden (vgl. Heimbach-Steins 2011). Es muss gewahrt bleiben, dass die Formulierung eines Halt und Orientierung gebenden Leitbildes nie die Wirklichkeit der Ehe abbildet, sondern einen Annäherungswert. Andernfalls verliert es seine lebenspraktische Bedeutung.

6.2 Das „pastorale“ Problem

Skizziert man die Probleme rund um die Ehe in ihrem Kern als anthropologische Differenz, stellt sich die Frage nach der Angemessenheit der heutigen Struktur der pastoralen Begleitung. Kirchliche Seelsorge darf nicht allein darin bestehen, „Schadensbegrenzung“ zu betreiben, wenn jemand am christlichen Ideal gescheitert ist. Gleichzeitig ist Seelsorge als Heilsfürsorge auch mehr als die reine Konzentration auf die Organisation der Sakramentenpastoral in den Gemeinden. In puncto Ehe heißt dies, dass es zur Seelsorge auch gehört, Räume anzubieten, in denen die Beziehungskompetenz der Menschen gefördert wird, in denen Beziehungslernen ermöglicht und Krisenbegleitung stattfindet. Hierzu

gehört eine angemessene Ehepastoral verstanden als eine strukturelles und inhaltliches Miteinander von Ehevorbereitung, Ehebegleitung und Eheberatung.

Dies wirft zum einen den Blick auf die Ehevorbereitung. Ist sie in der Lage, den Brautpaaren ein realistisches Problembewusstsein sowie Strategien zur Bewältigung ehelicher Probleme zu vermitteln und gleichzeitig das Spezifikum der christlichen Ehe zu verdeutlichen? Ist die gegenwärtige Gestaltung der Ehevorbereitung in ihrer Aufsplitterung in unzählige Träger und in ebenso vielen Konzepten der Aufgabe gewachsen, wenn sie zumeist ohne Verbindung zu den gemeindlichen Strukturen organisiert wird. Ist sie überhaupt in ausreichender Wahrnehmung der Verantwortlichen für die Pastoral und welchen Stellenwert hat sie angesichts der Sparnotwendigkeiten in den Bistumshaushalten. Gleichermäßen problematisch ist die Ausdifferenzierung in Ehevorbereitung, Ehebegleitung und Eheberatung in den Abteilungen der Bistümer, wenn die beteiligten Akteure und die Bistumsverantwortlichen die drei Bausteine nicht als die drei integrativen Säulen der Ehepastoral als solche wahrnehmen.

So bleibt das Fazit von Demmer weiterhin gültig: „Für die weitaus meisten Menschen ist die Ehe der normale Lebensstand; gleichwohl bleiben Kirche und Gesellschaft ihnen fundamentale Hilfen zum Gelingen schuldig. Das wird besonders leidvoll erfahren im Raum der kirchlichen Öffentlichkeit. (...) Engagierte Christen wollen von der Kirche wissen, wie die Ehe als Sakrament, als ganz persönliche Berufung im Kontext einer säkularisierten, zerfließenden und profillosen Gesellschaft gelebt werden kann“ (1995, S. 23). Nicht nur gesellschaftlicherseits, sondern vielfach auch kirchlicherseits ist die kirchen- und gesellschaftstragende Bedeutung der Ehe noch nicht umgesetzt.“ In jeder Hinsicht bleibt das Dreiecksverhältnis von Liebe, Ehe und Glaube eine spannungsvolle Einheit.

Auch der Eheberatung stünde es gut, sich dieses Spannungsverhältnisses immer wieder zu vergewissern. Denn ihr Selbstverständnis und ihre künftige Existenz hängt kirchenintern auch von den künftigen Entwicklungen in diesem theologischen und pastoralen Feld zusammen (vgl. Sautermeister 2013).

Zusammenfassung

Die Ehe ist im Kontext der Moderne in einem fundamentalen Wandel begriffen. Verschiedene soziologische, psychologische und statistische Marker machen diesen Wandel sichtbar. Der Artikel stellt diese Marker dar und arbeitet heraus, dass als Ergebnis mit Blick auf die Ehe konstatiert werden kann, dass die Ehe in der Moderne an psychologischer Funktion für das Erleben des Einzelnen an Bedeutung gewonnen hat, was im Zusammenhang mit den anderen Entwicklungsfaktoren zu einer höheren Instabilität von Ehe geführt hat. Die Ehe steht heute im Zeichen der Erfüllung des Liebesversprechens. Ausgehend von diesem Befund wird eine Klärung des Begriffs Liebe vorgenommen und es werden Aspekte einer Theologie der Ehe vorgestellt, die ebenfalls die Liebe in den Mittelpunkt ihrer Reflexion stellt. Das Ergebnis führt zu Anfragen an die heutige Ehepastoral.

Stichworte: Ehe und Partnerschaft, Ehe in der Moderne, Ehescheidung, Liebe, Liebesbeziehung, Leitbild der Liebe, neoromantisches Beziehungsideal, Selbstliebe, Nächstenliebe, gesellschaftlicher Wandel, Ehedauer, Konfliktkompetenz, Theologie der Ehe, Sakramentalität der Ehe.

Abstract

Marriage is in the context of modernity fundamentally in flux. Various sociological, psychological and statistical markers make this change visible. The article presents these markers and works out, that marriage in modern times has won psychological functions for the experience of individuals. In conjunction with the other factors of development this change leads in higher instability of marriage. Marriage now seems to must fulfill the promise of love. Based on these findings and on a clarification of the concept of love the article presents aspects of a theology of marriage, which also represents the love in the center of its reflection. The result leads to requests to the pastoral care of marriage today.

Keywords: marriage and partnership, marriage in modern times, divorce, love affair, vision of love, neoromantic ideal relationship, self-love, charity, social change, duration of marriage, conflict skills, theology of marriage, sacramental marriage.

Literatur

- Beck, U. (1990): Freiheit oder Liebe. Vom Ohne-, Mit- und Gegeneinander der Geschlechter innerhalb und außerhalb der Familie. In: Ders. & Beck-Gernsheim, E. (Hrsg.): Das ganz normale Chaos der Liebe. 20-64.
- Bodemann, G (2010): Die Bedeutung der Partnerschaftsqualität für Partner und Kinder. Folien zum Vortrag beim 40. Jubiläum der Ehe-, Familien- und Lebensberatung im Erzbistum München-Freising am 18.11.2010 in München.
- Demmer, K. (1995): Der Ursprung einer Idee. In: INTAMS review 1/1, 23-28.

- Heimbach-Steins, M. (2011): Die Idealisierung von Ehe und Familie. In: QD 241, 300-309.
- Hutter, C. (2006): Familienentwicklung in Deutschland – Aporien, Chancen und Interventionsbedarf. Die Kernthesen des Vortrags von WASSILIOS E. FTHENAKIS. In: Ders.; KUNZE, N.; OETKER-FUNK, R. & PLOIS, B. (Hrsg.): Quo vadis Beratung? Dokumentation einer Fachtagung zur Zukunftsfähigkeit kirchlicher Beratungsarbeit. Berlin. 75-94.
- Kaufmann, F. X. (1981): Zur gesellschaftlichen Verfassung der Ehe – heute. In: Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft, Bd. 7, Freiburg – Basel – Wien, 44-59.
- Knapp, M. (1999): Glaube – Liebe – Ehe. Ein theologischer Versuch in schwieriger Zeit. Würzburg.
- Mieth, D. (1984): Ehe als Entwurf. Zur Lebensform der Liebe. Mainz.
- Nave-Herz, R. (1988): Kontinuität und Wandel in der Bedeutung, in der Struktur und Stabilität von Ehe und Familie in der Bundesrepublik Deutschland. In: Dies. (Hrsg.): Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart. 61-94.
- Nave-Herz, R. (1994): Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung.
- Pieper, J. (1984): Über die Liebe. München.
- Rahner, K. (1967): Die Ehe als Sakrament. In: Schriften zur Theologie VIII. Einsiedeln. 519-540.
- Sautermeister, J. (2013): Mitten in der Gesellschaft. Kirchliche Ehe-, Familien- und Lebensberatung als pastoraler Dienst. In: HK 67, 92-97.
- Wonka, M. (2009): Vom Ethos gelingender Liebe in christlicher Ehe. Ein Moraltheologischer Beitrag zum Gelingen von Ehe. Hamburg.

Markus Wonka, Dr. Theol., Dipl.-Psych., Leiter der Ehe-, Familien- und Lebensberatung im Bistum Münster. Ehe-, Familien- und Lebensberatung, Königsstr. 25, 48143 Münster, wonka@bistum-muenster.de.

Notker Klann

Thema verfehlt?

Grundsatzreferate zu 50 Jahre Bundesverband

1. Bemerkungen für die Einstimmung

Bezugspunkt für die nachfolgenden Überlegungen sind die Referate von Dr. Christoph Hutter und Prof. Dr. Jürgen Kriz, die im Rahmen der Jahrestagung 2013 in Suhl gehalten wurden. Diese Veranstaltung stand unter dem Thema: „Beratung zwischen Seelsorge und Psychotherapie“. Der Bundesverband feierte im Rahmen dieser Veranstaltung sein 50-jähriges Bestehen. Nach dieser Veranstaltung wurde vom Verband eine Festschrift unter dem Titel: „Was bleiben will muss sich ändern“ veröffentlicht. Als zentrale Elemente wurden dabei die beiden Referate publiziert. Diese unterschiedlichen Kombinationen sollen nun in einen Bezug untereinander und in Hinblick auf eine zukunftsorientierte Perspektive gebracht werden, die sich am Titel der Festschrift orientiert: „Was bleiben will muss sich ändern“. Es wird mit diesem Beitrag auf eine Spannung aufmerksam gemacht, die zwischen den Ausführungen der Referenten zur Ehe-, Familien- und Lebensberatung und der täglichen Beratungsarbeit liegt. Der Leser sollte auf der Grundlage der folgenden Darstellung selbst entscheiden können, was sich nun ändern muss und dazu eine Diskussion anstoßen.

2. Einleitung

Gerechterweise müssten nun zunächst die beiden Referate wiedergegeben werden. Dies kann aus Platzgründen nicht erfolgen. Die Festschrift wird deshalb zur Lektüre empfohlen. Es ist zu wünschen, dass der Bundesverband auf seiner Homepage (www.bv-efl.de) beide Texte zur Lektüre anbietet. Bis jetzt sind dort nur die PowerPoint-Folien von Hutter zu finden (http://www.bv-efl.de/jahrest/texte/S_2013_Christoph_Hutter_PP.pdf). Um nicht in die Gefahr zu kommen, eine unvollkommene Zusammenfassung zu

erstellen, die dann zum Gegenstand der Diskussion wird und so die angestrebten Ziele überdeckt, werden aus den Referaten jeweils einige Passagen wiedergegeben, die sich am Ende der Texte befinden und den Charakter einer Fokussierung der Ausführungen haben könnten. Da fast ein Drittel alle Mitglieder des Verbandes die Referate persönlich gehört haben, ist damit zu rechnen, dass es immer wieder Gesprächspartner geben wird.

Um die eigene Position darstellen zu können, werden – orientiert an den zitierten Passagen – nacheinander die Argumente für die eigene Sichtweise vorgestellt. Am Ende des Beitrages werden dann daraus die Konsequenzen gezogen und erläutert. Dem Autor ist klar, dass bei der Diskussion auch andere Akzente gesetzt werden könnten. Gleichwohl soll damit eine fachliche und inhaltliche Diskussion angeregt werden, damit Ehe-, Familien- und Lebensberatung in der Zukunft weiterhin einen wichtigen Platz in der Pastoral der Kirche und in der psychosozialen Versorgung der Gesellschaft einnehmen kann.

3. „Missing link“ oder „zwischen allen Stühlen“ – eine Standortbestimmung (C. Hutter)

Zum Ende seiner Ausführungen stellt Hutter (S. 22 f.) unter der Überschrift 6.3 „Beziehung und Ort als Brennpunkt des Beratungsangebotes“ fest:

„Was wir der Gesellschaft und der Kirche zur Verfügung stellen, lässt sich, vor der Auffassung unseres zwangsläufig sehr breiten Profils, auf zwei wesentliche Säulen reduzieren. Zum einen und zuallererst ist Beratung ein Beziehungsangebot. Weil Verbundenheit unverzichtbar zum Menschen gehört (anthropologische Perspektive), weil der moderne Mensch gerade in seiner Verbundenheit verletzt und verunsichert ist (diagnostische Perspektive) und weil Verbundenheit heilt (Interventionsperspektive), ist und bleibt Beziehung der wichtigste Wirkfaktor von Beratung (Hutter 2010).

Zum anderen stellt Beratung Ort und Zeit zur Verfügung, damit sich Menschen über ihren Umgang mit ihrer eigenen Situation und ihrer Freiheit verständigen können. Alle vier skizzierten Diskussionsstränge zeigen auf, wie kompliziert es in der Moderne geworden ist, Lebensentwürfe zu formulieren und sie langfristig zu modifizieren und aufrecht zu erhalten. Die eskalierende Komplexität der Moderne bedarf immer wieder des Innenhaltens, um für sich selber oder gemeinsame Entscheidungen zu treffen. Weil Beschleunigung

und Entgrenzung tief in die Modernisierungsdynamik eingeschrieben sind, muss die Gesellschaft solche Formate der Unterbrechung schaffen. ... Beratung ist ein von verlässlicher Beziehung getragener professioneller Ort für Selbstvergewisserung und Selbstentwurf. Ein solcher Ort braucht psychosoziales Know-how so selbstverständlich wie er theologisches braucht, und Fachkompetenz, die beides nicht-fragmentierend nutzen kann. Charles Darwin suchte nach dem Verbindungsglied, dem „missing link“ zwischen Affe und Mensch, und Spötter behaupten, dieses missing link zwischen Affe und Mensch seien wir. Vielleicht ist Beratung ja ein missing link hin zu einer menschenfreundlichen, aufgeklärten Moderne ...“

4. Wirkfaktoren in der Psychotherapie – braucht man die? (J. Kriz)

Im letzten Teil seines Referates „Die Entfaltung wirkungsvoller Kompetenzen“ zieht Kriz Konsequenzen und kommt zu Schlussfolgerungen (S. 38 ff.), die ausgewählt vorgestellt werden:

Fasst man die bisherige Argumentation zusammen, so sollte deutlich geworden sein, dass die Frage nach den Wirkfaktoren leicht in einen Kontext (ver-)führt – und auch dort primär eine Rolle spielt – der durch *Wirksamkeitsforschung* zum Zweck der konkurrenzbedingten wissenschaftlichen Beweisbarkeit strukturiert ist. Um diese Effizienz im Design evidenzbasierter Forschung zu beweisen, muss vom Menschen, der dem professionellen Helfer gegenüber sitzt, und seinen personalen Beschwerden im komplexen biopsychosozialen Gefüge abstrahiert werden. Es geht primär um diagnostische Störungskategorien, die mit Interventionsprogrammen behandelt werden. Das grundlegende Modell ist die Evaluation solcher klar durchführbaren Programme bei ebenso klaren diagnostischen Ausgangslagen ... (S. 38).

Für den Bereich der Beratung jedenfalls fehlt es (gottlob) an diagnostischen Taxonomien, um die Menschen mit ihren Beschwerden abstrakten Kategorien zuordnen zu können, die für eine strikte Frage nach Wirkfaktoren notwendig wären.

Vielmehr müssen Ehe-, Familien- und Lebensberaterinnen und –berater sich mit einem sehr großen Spektrum an leidvollen Beschwerden auseinandersetzen, das ihnen dargestellt wird. Auch wenn es hier ähnlich gelagerte Ursachen und Gründe gibt, die Kenntnis von psychopathologischen Kategorien ebenso wie von therapeutischen Konzepten hilfreiches Rüstzeug ist, so gilt es doch, sich auf die individuellen Gegebenheiten an biografischen und sozialen Entwicklungen, den Ressourcen und den Hindernissen zur Verbesserung der Umstände einzustellen ... (S. 38).

Für die Beziehung zwischen Klient und Berater ist unter dieser Perspektive wichtig, die beraterischen Kompetenzen dahin gehend zu entfalten, dass eine solche Destabilisierung inadäquater Muster möglich wird – also ein partielles „stirb und werde!“ Dies ist in der Regel eine massive existenzielle

Herausforderung, weil leidvolle aber bekannte Strukturen aufgegeben und ängstlich vermiedenes Neuland betreten werden muss. ... Man sieht, dass in dem komplexen Gefüge therapeutischer bzw. beraterischer Veränderung, gar nicht so klar ist, was die „Wirkung“ erzeugt (geschweige denn, was ein „Wirkfaktor“ ist): In der eben gewählten Beschreibung wäre die Beziehung nicht als Wirkgröße anzusehen, sondern als notwendiger und hilfreicher Kontextrahmen, damit die beratungsspezifischen Vorgehensweisen zur Destabilisierung ihre Wirkung entfalten können. Nicht Techniken oder Programme sind hier relevant, auch nicht die Verortung in bestimmte Schulen, sondern es geht um eine Haltung der Berater, mit der sie auf dem Boden von Kompetenzen (also durchaus auch Kenntnis von Techniken und der Sicherheit eines Verständnisses von Entwicklung im Rahmen einer „Schule“) eine so sichere Beziehung rahmen und entfalten können, dass dieses „stirb und werde!“ möglich wird (S. 40).

5. Positionierung zu den Ausführungen von Hutter und Kriz

Die folgende Darstellung orientiert sich an dem „Beratungsalltag“, wie er sich aus der empirischen Datenlage ergibt. Es werden Fakten zusammengetragen, die von Kolleginnen und Kollegen zuvor bestimmt, dann erhoben und veröffentlicht wurden. Unter diesem Gesichtspunkt soll die Validität der vorgetragenen Überlegungen der Referenten mit dem eher „handwerklichen Teil“ der Beratungsarbeit konfrontiert werden. Damit wird keine wirkliche Lösung präsentiert. Es wird die Frage herausgefordert, woraus unser charakteristisches haltungsmäßiges und fachliches Profil besteht und wie die nächsten Schritte aussehen können (müssen), damit wir unserem Arbeitsauftrag immer besser entsprechen.

5.1 Ausgangssituation in der Beratungsstelle

Da im Internet und sonst keine aktuellere Statistik bezüglich der Klienten aus Beratungsstellen in katholischer Trägerschaft veröffentlicht ist, wird diejenige der Katholische Bundeskonferenz für Ehe-, Familien- und Lebensberatung aus dem Jahr 2008 zum Bezugspunkt gewählt. Eine drastische Änderung in Bezug auf die Klientel und die Arbeitsweise ist für aktuellere Fassungen nicht zu vermuten

(http://www.katholische-eheberatung.de/fileadmin/dokumente/Aktuelles/EFL_Beratung_Bistumer_2008.pdf).

Bezugspunkte für die Prozentangaben in der folgenden Aufzählung sind diese absoluten Zahlen:

- Die Grundgesamtheit der Beratungsstellen in katholischer Trägerschaft umfasste 288 Stellen.
- In diesen waren insgesamt 1.286 Fachkräfte tätig.
- Die Zahl der Ratsuchenden war im Berichtsjahr (2008) 99804.
- Die Anzahl der Beratungsstunden betrug 418500 Stunden.

Bezüglich der aktuellen „Partnerschaftsform“ nannten die Klienten (bis zu 10 %) diese Kategorien:

- alleinlebend, ohne Partner 15,1 %
- verheiratet – zusammenlebend 58,0%
- verheiratet – getrennt lebend 10,8%
- unverheiratet – zusammenlebend 10,9%

Als personenbezogene Anlässe / Themen für das Aufsuchen der Beratungsstellen wurden am häufigsten (bis zu 10 %) genannt (Mehrfachnennung war möglich):

- Selbstwertproblematik / Kränkungen 30,1 %
- stimmungsbezogene Probleme (z.B. Depression) 26,4 %
- kritische Lebensereignisse / Verluste 20,7 %
- Ängste und Zwänge 14,7 %
- vegetative / psychosomatische Probleme 14,2 %
- Probleme im Sozialkontakt 11,3 %

Als partnerbezogene Anlässe / Themen für das Aufsuchen der Beratungsstellen wurden am häufigsten (bis zu 10 %) genannt (Mehrfachnennung war möglich):

- dysfunktionale Interaktion / Kommunikation 45,2 %
- Trennungswunsch / Angst vor Trennung 20,9 %
- Auseinanderleben / Mangel an Kontakt 19,2 %
- heftiger Streit 18,1 %
- Beziehungsrelevante Aspekte aus der Paargeschichte 16,6 %
- unterschiedliches Rollenverständnis 15,8 %
- Sexualität 15,3 %
- beziehungsrelevante Aspekte der Herkunftsfamilie 13,5 %
- Außenbeziehung / außereheliche Beziehung 12,5 %
- Partnerwahl / Partnerbindung 12,4 %
- Bewältigung von Trennung 11,8 %

Beratungen / Setting / Dauer

- Einzelgespräche 47,4 %
- Paargespräche 43,9 %

- Familiengespräche 2,5 %
- Gruppe 3,6 %
- Beratungsfälle (abgeschlossen) mit einem Kontakt
27,1 %
- Beratungsfälle (abgeschlossen) mit zwei bis fünf Kontakten
40,2 %
- Beratungsfälle (abgeschlossen) mit sechs bis zehn Kontakten
17,5 %
- Beratungsfälle (abgeschlossen) mit 11 bis 15 Kontakten 6,5 %
- Die durchschnittliche Beratungsdauer der abgeschlossenen Fälle liegt bei 8,4.
- Gesprächskontakten. 91 % der Beratungsfälle sind nach 15 Kontakten beendet.

5.2 Weitere Informationen zu den Klienten

Ergänzend werden einige Ergebnisse vorgestellt, die sich auf die Klienten und ihre eigenen Einschätzungen und Wünsche beziehen. Damit sollen die Vorgaben zur statistischen Erfassung der Klienten durch die Beraterinnen und Berater vervollständigt werden. Dies geschieht mit dem Ziel, die Ausgangssituation und die sich daraus ergebenden Beratungsziele zu verdeutlichen.

Da die Paarberatung zum Kerngeschäft des Angebotes gehört (vgl. 5.1 Ausgangssituation in der Beratungsstelle), wurde diesem Bereich bei der Forschungsarbeit besondere Aufmerksamkeit gewidmet.

- Hahlweg hat 1979 erstmals eine Problemliste für Paarprobleme publiziert. Unter Einbeziehung der Ergebnisse der Erhebung 1982/1984 (Klann & Hahlweg 1987) in Beratungsstellen in katholischer Trägerschaft (24518 Klienten), wurde diese bearbeitet. Ein wiederholter Ergebnisvergleich (Klann & Hahlweg 1996; Klann 2002; Kröger & Sanders 2002, 2005; Kröger, Wilbertz & Klann 2003) macht deutlich, dass es sich bei der Problemliste (PL) (Hahlweg 1996), um ein für die Paarberatung geeignetes Instrument handelt. In der PL sind 23 Bereiche des partnerschaftlichen Zusammenlebens aufgeführt, in denen es zu Problemen

kommen kann, z.B. Sexualität, Zuwendung, Temperament des Partners, Freizeitgestaltung, persönliche Gewohnheiten, Vertrauen oder persönliche Freiheit. Die Klienten bearbeiten die PL allein und geben anhand einer vierstufigen Skala an, in welchen Bereichen Konflikte bestehen und wie mit diesen üblicherweise umgegangen wird.

Aus diesen Studienergebnissen ergibt sich insgesamt eine recht einheitliche Befundlage: Zu Beratungsbeginn hatten die Klienten ca. acht bis neun gravierende Konfliktfelder in der Partnerschaft angegeben, zum Abschluss der Beratung waren es noch durchschnittlich vier bis fünf Problembereiche (erfasst anhand der PL). Dies bedeutet, dass sich die Belastung durch unlösbare Probleme nahezu halbiert hat. Die Rangreihe und die Gewichtungen der Belastungen sind nach den Erhebungen über 25 Jahre stabil geblieben (Klann 2002).

- Dem Beratungsparadigma folgend, dass bis zum Erweis des Gegenteils davon ausgegangen wird, dass die Ratsuchenden die Kompetenz haben, die angefallenen Probleme lösen bzw. bearbeiten zu können, wurden diese im Rahmen einer bundesweiten Studie in Ehe-, Familien- und Lebensberatungsstellen sowie Erziehungsberatungsstellen um Anregungen für Politik, Kirche und Gesellschaft gebeten. Dies geschah mit dem Ziel, daraus Ansätze für Unterstützungsangebote gewinnen zu können.

In der ersten Studie (Klann et al. 2000) wurden die Ratsuchenden gebeten, ihre Vorschläge frei formuliert und stichwortartig in den Fragebogen einzutragen. Zur Orientierung wurden vier Schwerpunkte angeboten: personen-, partnerschafts-, familien- und gesellschaftsbezogene Vorschläge machen zu können.

Die Klientinnen und Klienten, die im Rahmen dieser Studie erfasst wurden (1194 Personen), machten insgesamt 504 Vorschläge. Zusammengefasst und orientiert an den thematischen Schwerpunkten sehen diese wie folgt aus:

Personenbezogene Vorschläge: Aus dem Bereich der Ehe-, Familien- und Lebensberatung werden am häufigsten eine verstärkte Vermittlung sozialer Werte als Antwort auf eine immer stärker werdende „Ichbezogenheit“ sowie die Unterstützung und Integration Kranker und Behinderter in die Gesellschaft vorgeschlagen.

Gleichzeitig sollten die Krankenkassen unbürokratisch und damit schneller denjenigen eine Therapie genehmigen, die diese anstreben. Klientinnen aus dem Bereich Erziehungsberatung wünschen am häufigsten mehr Freizeitangebote für die Kinder, weitreichende Entlastungsmöglichkeiten für berufstätige Mütter sowie mehr Angebote und Veranstaltungen zur „Selbstverwirklichung“.

Partnerbezogene Anlässe: Die gemachten Vorschläge aus beiden Beratungsbereichen sind identisch bzw. ergänzen sich. So wird der Wunsch geäußert, mehr freie Zeit füreinander zu haben, um intensiv miteinander sprechen und sich austauschen zu können. Damit dies immer besser gelingt, werden Seminarangebote gewünscht, die die Kommunikationsfertigkeiten verbessern. Darüber hinaus wird eine größere Unterstützung und Anerkennung innerhalb der Partnerschaft erwartet, verbunden mit der Möglichkeit, selbstständig und eigenverantwortlich handeln zu können.

Familienbezogene Anlässe: Klientinnen aus dem Bereich der Ehe-, Familien- und Lebensberatung wünschen genauso wie die Klientinnen aus dem Bereich Erziehungsberatung, dass mehr Zeit für gemeinsame Aktivitäten mit und in der Familie zur Verfügung stehen sollte. Um dies erreichen zu können, werden kürzere Arbeitszeiten vorgeschlagen. Damit Partnerschaft und Ehe besser gelingen, sollten mehr Vorbereitungsangebote gemacht werden. Aus dem Bereich der Erziehungsberatung wird besonders darauf hingewiesen, dass eine intensivere finanzielle Unterstützung der Familien notwendig ist und mehr finanzierbare Freizeitangebote zur Verfügung stehen sollten. Ergänzt wird die Vorschlagsliste durch den Wunsch, mehr Kinderbetreuungsangebote für alle Altersgruppen vorzuhalten, damit die Vereinbarkeit von Familie und Beruf reibungsfreier gelingen kann. Spezifisch wird aus dem Bereich Eheberatung darauf hingewiesen, dass das gemeinsame Sorgerecht, wie es aufgrund des neuen Familienrechts grundsätzlich angestrebt wird, dazu führt, dass besondere Einzelsituationen nicht mehr genug gewürdigt werden (Saßmann & Klann 2002, S. 143-146).

6. Diskussion der Zugänge zur Beratung

Die Auswahl und Zusammenstellung der Zitate aus den Referaten und den empirisch belegten Befunden aus den unterschiedlichen Quellen soll verdeutlichen, dass verschiedene Zugänge zur Grundlage einer Beschreibung, vielleicht auch als Tätigkeitsbeschreibung, von Ehe-, Familien- und Lebensberatung

herangezogen werden können. Die Ansätze von Hutter und Kriz beginnen und bleiben bei ihren Überlegungen und Schlussfolgerungen schwerpunktmäßig auf der Metaebene. Deshalb wird der empirische Beitrag eingebracht, der stärker zu einem anlassdefinierten Beratungskonzept tendiert, welches störungsspezifisches Wissen in den Mittelpunkt stellt.

Der „Deutscher Arbeitskreis für Jugend-, Ehe- und Familienberatung (DAKJEF)“ hat 1996 in Berlin eine Expertentagung, bei Teilnahme aller Verbände, zu ökonomischen Aspekten von Institutioneller Beratung durchgeführt. In deren Verlauf wurden auch Grundsätze für eine „Bedarfs- und Angebotsevaluation“ von Wittchen vorgelegt und diskutiert (1997). Auf diese und andere Inhalte zugreifend, soll auf einen entsprechenden Ansatz hingewiesen und dieser zur erneuten Diskussion vorgeschlagen werden.

Wie die Daten aus der einheitlichen Statistik und die ergänzenden empirischen Befunde nahelegen, geht es besonders darum, den Klienten gegenüber die richtigen Fragen zu stellen, damit es zu einem sach- und fachgerechten „Beratungsvertrag mit geeigneten Beratungszielen“ kommen kann.

Ein Zugang, der dazu führt, die geeigneten Fragen zu stellen, könnte die Vorgabe von Fryers (1979, zitiert nach Wittchen 1997, S. 13-14) sein. Es ist zu klären:

- Welche Phänomene definieren die Ratsuchenden?
- Was sind die Bedürfnisse der Ratsuchenden?
- Erhalten die Ratsuchenden das, was sie brauchen?
- Brauchen die Ratsuchenden das, was sie bekommen?
- Welche Beiträge leisten Struktur und Prozess des Beratungsangebotes?
- Vorschläge für Struktur und Beratungsweise des institutionellen Beratungsangebotes.

Diese Vorgaben machen eine genaue Ausgangsanalyse im Sinne einer Diagnostik zu Beginn der Beratung notwendig, die gegebenenfalls über den gesamten Beratungsprozess fortgesetzt werden sollte. Folgende Aspekte sind dabei zu berücksichtigen:

- Verlässliche und zuverlässige Problem- oder Anlassdiagnose.

- Ist eine klar umschriebene Störungsdiagnose im Sinne eines entsprechenden Klassifikationssystems vorhanden?
- Schweregrad des Problems.
- Dauer des auftretenden Problems.
- Welche psychosozialen Probleme sind assoziiert?
- Was wissen wir über den Spontanverlauf und den Ausgang solcher Probleme und Störungen?
- Was wissen wir über die Wirksamkeit dafür entwickelter Beratungs- und Interventionskonzepte?

Bei allen Bemühungen wird man zum einen versuchen, den Gegebenheiten der Beratungssituation zu entsprechen, andererseits sollten aber die Beurteilungen und Einschätzungen nachvollziehbar sein, d. h., sie sollten auch in anderen psychosozialen und medizinischen Diensten verstanden werden können (Wittchen 1997, S. 10-18).

Wenn nur ein Teil der Vorgaben ernst genommen wird, die sich aus der Analyse der statistischen Daten ergibt, werden diese auf das Beratungsverständnis und die Beratungspraxis erheblichen Einfluss ausüben. Die Tatsache, dass 27 % aller Beratungskontakte aus einem Gespräch bestehen, muss auf die Art des Kontaktes und die dabei stattfindende Kommunikation Auswirkungen haben. Das Gleiche gilt für die Gruppe der Klienten (40 %), die zwei bis fünf Beratungskontakte in Anspruch nehmen. Wenn noch die Zeit für die Begrüßung, das Kennenlernen und die Verabschiedung von der tatsächlichen „Beratungsarbeit“ abgezogen wird, reduziert sich die „beratungsrelevante Zeit im Sinne von Ziel- und Hypothesenorientierung“ weiterhin. Somit sind ca. 70 % aller Beratungsgespräche „Kurzkontakte“. Diese erfahren auch dadurch nochmals eine zusätzliche Modifikation, dass es Einzel- und/oder Paargespräche sein können. Es stellt sich die Frage, was und unter welchen Bedingungen von den Beratenden eingebracht, modifiziert, erläutert und in Handlungen im Rahmen der Beratung umgesetzt werden kann. Unter dieser zeitlichen Dimension sind die vorgetragenen Anlässe und ein angemessener Umgang mit ihnen, im Sinne des beauftragenden Klienten, für den Beratungsverlauf und den erfolgreichen Abschluss von großem Gewicht. Da eine Gruppe der Anlässe zu den partnerbezogenen Problemen (45 % Kommunikation)

eher konkret ist, kann auch unter den zeitlichen Bedingungen ein Weg eröffnet werden.

Die Erhebungen mit der Problemliste (vgl. 5.2 Weitere Informationen zu den Klienten) verdeutlichen, dass wohl eine Reduzierung des „Belastungsniveaus in der Beziehung“ schon hinreichend ist, eine Beratung als erfolgreich zu beenden. Von daher stellt sich die Frage, ob und in welchem Umfang die vorgetragenen unterschiedlichen Problemstellungen auch gleichzeitig zum Beratungsziel werden. Wie kann eine Auswahl getroffen werden, die auf die Person bzw. die Personen zugeschnitten, unter persönlichen, zeitlichen und ressourcenorientierten Gesichtspunkten zu verantworten ist. Damit wären die Voraussetzungen gegeben, diese in eine Rangreihe zu bringen und dann „abzuarbeiten“ Dies sind im weitesten Sinne auch Fragen nach den „Wirkfaktoren“ und danach, wie ein Ansatz „stirb und werde!“ unter diesen Voraussetzungen umgesetzt werden kann. Weiterhin muss vor dem Hintergrund der Datenlage, dass sich die Rangreihe und die Gewichtung der Belastungen (Items der Problemliste) über einen Zeitraum von 25 Jahren als stabil erwiesen haben (Klann 2002) die Frage gestellt werden, warum noch keine Konsequenzen gezogen wurden, um daraus Schwerpunkte in der Weiter- und Fortbildung zu machen. Diese Fakten stehen somit in einem gewissen Kontrast zu den Ausführungen der Referenten.

Schwieriger sind z.B. die häufigsten Anlässe für das Aufsuchen der Beratungsstellen, die aus dem Bereich der personenbezogenen Problemfelder (Selbstwertproblematik 30 %; Stimmungsbezogene Probleme 26 %) kommen, zu erfassen und im Hinblick auf die Beratung auszuwerten. Hier kann sich zunächst die Frage nach der Zuständigkeit – Überweisung stellen und dann nach der angemessenen Arbeitsweise. Dabei spielt der zeitliche Rahmen wiederum eine wichtige Rolle. Auswertungen der Erhebungen in Beratungsstellen in katholischer Trägerschaft zeigen deutlich, dass „Stimmungsbezogene Probleme“ in einem hohen Ausmaß mit partnerbezogenen Problemen zusammenfallen. Somit wäre eine Überweisung für eine Psychotherapie zur Bearbeitung der Depression in einigen Fällen ein Kunstfehler, da die Kompetenz für die Veränderung in der Beratungsstelle liegen würde (Atkins, Bortnik, Hahlweg & Klann 2011). Diese kurzen Hinweise sollen nur aufzeigen, vor welchen Herausforderungen die Kolleginnen und Kollegen stehen, wenn sie fach- und sachgerecht ihre Arbeit verrichten möchten. Dem

müssen die Theoriebildung und die Fortentwicklung derselben, in einem ausreichenden Umfang entsprechen.

Die Anlass- und Klientenorientierung der Arbeit ist für die Institutionelle Beratung der angemessene Arbeitsansatz. Auf diese Weise prägen nicht theoretische Überlegungen und Konzepte das Profil einer Stelle, sondern die dort vorhandenen Vertreter anlassbezogener Professionen, die über eine entsprechende Kompetenz verfügen, vermittelnd und Klienten unterstützend tätig zu werden. So gibt es nicht die Beratungsstelle mit einer umfassenden Kompetenz, sondern Mitarbeiter/innen, die sich in einem persönlichen und fachlichen Entwicklungsprozess befinden und mit bestimmten Kollegen und Kolleginnen zusammenarbeiten, die als Team ergänzende Fertigkeiten aufbringen können. Diese Gemeinsamkeit kann dann der notwendigen Beratungskompetenz entsprechen, die wiederum den Bedürfnissen der Ratsuchenden der jeweiligen Region entgegenkommt. Gleichzeitig wird dann die Stelle, die sich im Verbund mit anderen Stellen befindet, das fachliche Angebotsnetz zur psychosozialen Versorgung unterstützen und/oder sicherstellen zu können. Selbstverständlich geschieht dies auch im Verbund mit anderen Institutionen, unterschiedlichen Trägern, Einrichtungen der medizinischen und psychotherapeutischen Versorgung und mit pädagogischen Angeboten (Klann 2000b). Eine solche Konzeption stellt an die Mitarbeiter/-innen, Trägervertreter und politisch Verantwortlichen hohe Anforderungen bezüglich der fachlichen Transparenz, einer angemessenen Kooperationsbereitschaft sowie an eine Vorstellung vom Gemeinwohl in einer Region.

In diesem Kontext haben die Beratungsanlässe, die Ansätze und Wege, wie eine Hilfe zur Selbsthilfe, auf dem kürzesten und erfolgreichsten Weg, mit einer entsprechenden Nachhaltigkeit (gemeindenaher z.B. Familienkreise, Selbsthilfegruppen etc.) vermittelt werden kann, einen sehr hohen Stellenwert für den Klientenkontakt und die Beratungsarbeit.

Zusammenfassung

Aus Anlass des 50-jährigen Bestehens des Bundesverband Katholischer Ehe-, Familien- und Lebensberaterinnen und -Berater e. V. wurden unter dem Thema „Was bleiben will muss sich ändern“ u. a. zwei Referate (Hutter; Kriz) gehalten. Die Inhalte dieser Ausführungen werden in Bezug zu dem Beratungsalltag gesetzt und auf ihre

Perspektiven hin untersucht, ob damit ein angemessener Impuls im Hinblick auf die angestrebten Änderungen gesetzt wurde. Es werden Alternativen aufgezeigt.

Abstract

On the occasion of the 50th anniversary of the Federal Association of Catholic Marriage, Family and life counsellors two presentations are given on the topic "Things that are to last need to stay in the process of changing". The contents of these are put in reference to everyday counselling and are tested for their prospects with respect to the question whether they can be important stimulus for the aspired changes. In addition alternatives are portrayed.

Literatur

- Atkins, D. C., Bortnik, K. E., Hahlweg, K. & Klann, N. (2011). The Association Between Marital Discord and Depression in a Community-Based Sample of Couples Seeking Treatment. *Journal of Couple & Relationship Therapy*, 10:20–33.
- Hahlweg, K. (1996). Fragebögen zur Partnerschaftsdiagnostik (FPD). Göttingen: Hogrefe.
- Hutter, C. (2013) „Missing link“ oder „Zwischen allen Stühlen“ – Eine Standortbestimmung. In Bundesverband Katholischer Ehe-, Familien- und Lebensberaterinnen und –berater e.V. (Hrsg.), „Was bleiben will muss sich ändern“, 50 Jahre Bundesverband Katholischer Ehe-, Familien- und Lebensberaterinnen und –berater e.V. Schweinfurt: Eigenverlag.
- Klann, N. (2002a). Institutionelle Beratung ein erfolgreiches Angebot. Von den Beratungs- und Therapieschulen zur klientenorientierten Intervention. Eine Feldstudie zur Ergebnisqualität in der Partnerschafts- und Eheberatung Freiburg: Lambertus.
- Klann, N. (2002b). Entwicklung einheitlicher Standards in der Ehe-, Familien- und Lebensberatung. Bilanz einer kontinuierlichen Förderung durch das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. *Beratung Aktuell*, 2, 95-111.
- Klann, N. & Hahlweg, K. (1987). Ehe-, Familien- und Lebensberatung. Besuchsmotive und Bedarfsprofile: Ergebnisse einer empirischen Erhebung. Freiburg: Lambertus.
- Kriz, J. (2013) Wirkfaktoren in der Psychotherapie – braucht man die? In Bundesverband Katholischer Ehe-, Familien- und Lebensberaterinnen und -berater e.V. (Hrsg.), „Was bleiben will, muss sich ändern“, 50 Jahre Bundesverband Katholischer Ehe-, Familien- und Lebensberaterinnen und –berater e.V. Schweinfurt: Eigenverlag.
- Kröger, C., Hahlweg, K. & Klann, N. (2004). Eltern in der Eheberatung: Zu den Auswirkungen von Ehe- und Paarberatung auf die Zufriedenheit mit der Kindererziehung. *Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis*, 4, 821-834.
- Kröger, C. & Sanders, R. (2005). Paarberatung in und mit Gruppen – eine wirksame Intervention? *Zeitschrift für Klinische Psychologie und Psychotherapie*, 1, 47-53.
- Kröger, C., Wilbertz, N. & Klann, N. (2003). Wie wirksam ist Ehe- und Paarberatung? Ergebnisqualitätssicherung in den katholischen Ehe-, Familien- und Lebensberatungsstellen. *Beratung Aktuell*, 3, 136-157.
- Saßmann, H. & Klann, N. (2002). Es ist besser das Schwimmen zu lehren als Rettungsringe zu verteilen. Beratungsstellen als Seismografen für Veränderungen in der Gesellschaft. Katholische Bundesarbeitsgemeinschaft für Beratung e. V. (Hrsg.). Freiburg: Lambertus.
- Wittchen, H. U. (1997). Bedarfs- und Angebotsevaluation. In *Katholische*

Bundesarbeitsgemeinschaft für Beratung (Hrsg.), Dokumentation der Expertentagung: Ökonomische Aspekte von Beratung – Volkswirtschaftliche Konsequenzen aus der institutionellen Beratung, 10-18, [Broschüre]. Bonn: Eigenverlag.

Notker Klann, Dr. rer. nat., Dipl.-Psych., Ehe-, Familien- und Lebensberater; Forschungsschwerpunkte: Partnerschaft, Prozess- und Ergebnisqualitätssicherung in der Eheberatung. Mitherausgeber von *Beratung Aktuell*.
Am Eichweg 14, 53572 Bruchhausen, E-Mail: Klann.Beratung@t-online.de

Stanislaus Klemm

Im Spannungsbogen zwischen Beratung und Seelsorge

Wenn einer an seiner Seele Schaden nimmt

Eine Lebensberatungsstelle in der Trägerschaft eines Bistums oder eines evangelischen Kirchenkreises, macht sie therapeutische Beratung oder Seelsorge oder gar beides? Zugegeben, es ist sehr schwer und fast unmöglich, das, was sich in einem hilfreichen und heilsamen Gesprächskontakt zweier Menschen ereignet, immer genau zu benennen und zu beschreiben. Ist es eher Therapie (seelischer Heilungs-vorgang), eher Beratung (praktische Anleitung zur Problemlösung) oder Seelsorge (kirchlich motivierte Heilssorge) oder alles zusammen? Wie intensiv, wie „*tief*“ sollte ein Gespräch gehen? Welche berufliche, fachliche Ausbildung haben meine Gesprächspartner und Gesprächspartnerinnen? Hinter welchem Menschenbild stehen sie? Welche Methoden wenden sie an? Solche und ähnliche Fragen bewegen in der Regel jemanden, der sich mit einem seelischen Anliegen an einen Gesprächspartner oder eine Gesprächspartnerin wenden will. In diesem Zusammenhang taucht dann gelegentlich die Frage auf: „Möchte ich Beratung, Therapie oder Seelsorge?“ Aber diese Frage tritt dann schnell in den Hintergrund und lässt anderen Fragen den Vortritt: „Kann der andere mich verstehen? Nimmt er mich mit meinen Problemen vorbehaltlos an? Habe ich Vertrauen zu ihm? Hat er Zeit für mich? Hilft er mir, meine Selbstheilungskräfte freizusetzen? Vermittelt er mir eine neue Sichtweise, Hoffnung und Mut?“ Im Mittelpunkt steht dann die Frage nach der Beziehung in diesem Gespräch und nicht die Frage: „Wie nennen wir ein solches Gespräch?“, oder: „In welche Kategorie können wir es einordnen?“ Für unser Erleben steht die letzte Frage zumindest an zweiter Stelle. Dennoch möchte die Beratungsarbeit in einer kirchlich getragenen Beratungsstelle ganz bewusst den Begriff „*Seelsorge*“ nicht ausschließen.

1. Die „ganze Welt“ oder nur ein Ausschnitt?

Zum einen ist kaum ein Wort so umfassend wie das Wort „Seele“, randvoll gefüllt mit unseren Erinnerungen, Gedanken, Plänen, Ängsten und Hoffnungen. Leider haben wir in unserem alltäglichen Sprachgebrauch diese umfassende Bedeutung von Seele verloren. Hier meint „Seele“ nur immer einen Teilaspekt, wenn wir uns aufteilen in „Körper, Geist und Seele“. Diese Aufteilung, die wir aus der griechischen Philosophie übernommen haben, mag nützlich sein für eine bessere Verständigung, wenn es darum geht, einen ganz bestimmten Aspekt des Menschen näher zu betrachten, aber der biblische Begriff von „Seele“ (im Alten Testament „nephesch“ genannt) drückt etwas viel umfassenderes aus, nämlich: „Leben“, „lebendiger Atem“. Leib und Seele sind ein auf einander angewiesenes Ganzes. Ein jüdischer Rabi (Jehuda ha-Nasi) findet für Leib und Seele eine sehr passende Metapher, wenn er beide vergleicht mit einem Lahmen und einem Blinden. Nur wenn beide gemeinsam handeln und auf einander hin geordnet sind, werden sie wohl nicht verhungern (am Leben bleiben), wenn sie sich in einem Garten befinden. Der Blinde wird dann den Lahmen tragen und der Lahme wird ihm die Richtung sagen, wo er das Obst sieht. Leib und Seele, eine absolute Einheit. Für den Philosophen Johannes Ell ist es die Zugeordnetheit von „Geist und Stoff“: „der Mensch ist ein stoffgebundener Geist und zugleich ein geistbegabter Stoff.“ „Seel-Sorge“ bedeutet also „Lebens-Sorge“. Wenn jemand unsere „Seele“ anspricht, spricht er unser Leben an, wenn sich jemand um unsere „Seele“ sorgt, sorgt er sich um unser Leben. In diesem umfassenden Sinn ist ein „Seelsorger“ ein „Lebens-Anwalt“. Unsere „Seele“, das ist unsere ganze Person mit all ihren Wurzeln, mit all ihrer Weite, ihren Höhen und Tiefen, mit all ihren Bedürfnissen, ihren Fähigkeiten und ihrem Unvermögen. Oft vermissen wir dieses Ganze, verlieren leicht den Überblick, „verlieren uns selbst“ und geraten nicht selten in Situationen, in denen wir das Gefühl haben zu *ver„zwei“fel*n, unsere Einheit zu verlieren. Wir fallen aus dem Ganzen heraus, sind nicht mehr „heil“, nicht mehr ganz. Die evangelischen Christen hatten sich für das Jahr 1997 einen schönen Satz aus der Heiligen Schrift ausgewählt, um über ihren Alltag nachzudenken. Es ist ein Satz, der vielleicht in ganz besonderer Weise all das nahebringen und veranschaulichen kann, worum es geht, wenn Menschen einander hilfreich begegnen:

2. Was wiegt mehr als die „ganze Welt“?

„Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, dabei aber sich selbst verliert und Schaden nimmt? (Lk 9,25). Was muss unser Leben (unsere „Seele“) wert sein, wenn es mehr wiegt als die „ganze Welt“? Ein Beispiel aus der Beratungspraxis mag dies veranschaulichen: Wie muss sich jemand fühlen, der unter heftigem Schluchzen seine

maßlose Enttäuschung und Wut herauspresst und nicht verstehen kann, warum seine Frau ihn zusammen mit den beiden Kindern verlassen hat und zu ihrer Mutter gezogen ist. „Ich kann nicht mehr leben, es ist so, als wenn mir jemand den Boden unter den Füßen weggezogen hat. Mein ganzes Leben ist sinnlos geworden. Ich würde die ganze Welt dafür hergeben, wenn meine Frau wieder zurückkäme!“ Was würde eigentlich passieren, wenn nun seine Frau tatsächlich wieder zurückkäme, so, als ob nichts geschehen wäre? Hätte unser Ratsuchender wieder „seine ganze Welt“ gewonnen? Wenn ja, um welchen Preis? Das einstündige Gespräch zwischen dem Klienten und dem Berater lässt die Antwort vermuten. Hätte seine Ehefrau es ihm leicht gemacht, wäre sie nicht ausgezogen, hätte nicht nur das Leben der Familie großen Schaden erlitten, auch sein eigenes Leben wäre immer mehr verkommen, hätte sich immer mehr verstrickt in die lähmende Abhängigkeit des Alkohols. Die quälenden Gewissensbisse hätte er weiter abgespalten und hätte sie weiter ausagiert in brutalen Schlägen gegenüber seiner Frau und den beiden Kindern. Es war für beide Gesprächspartner befreiend, gegen Ende zu erleben, wie sich immer mehr das eigentliche Problem herausbildete. Der Klient konnte immer mehr seine „ganze Welt“ („Wenn doch nur meine Frau zurückkäme!“) loslassen und auf das Ganze, sein eigenes Leben (seine Seele) aufmerksam gemacht werden. Jeder Berater, jeder Beraterin leben - besonders wenn sie seelsorgerlich empfinden - von der Freude, die solche Momente bewirken. „Die ganze Welt“, die wir alle immer wieder suchen, nach der wir hungern, entpuppt sich häufig als ein trauriges Detail, als ein Ausschnitt, der unser Leben einengt, verarmt und vom eigentlichen Leben ablenkt. Die „ganze“ Welt, nach der wir uns strecken, kommt immer wieder durch, in vielen Problemen, Schwierigkeiten, bei vielen Störungen. Wir meinen dann, „Besitz ist alles“, „Rechthaben ist alles“. Wir glauben, „Festhalten ist alles“ und vergessen dabei das Loslassen, den anderen Teil des Ganzen. Wir meinen, „Harmonie ist alles“ und blenden die Auseinandersetzung und das Streiten aus, wir meinen, „Helfen ist alles“ und sehen nicht mehr, wie hilflos wir selbst geworden sind. Jeder, der Menschen in Lebensfragen berät, kennt solche Störungsquellen, solche Einseitigkeiten, die krank, einsam und unglücklich machen. Die Seele bleibt dabei auf der Strecke, mit ihrer Ganzheit und Lebensfülle. Den Ratsuchenden wieder vollständig wahrzunehmen, nicht nur in seinem Ausschnitt, den er uns anbietet, sondern in seiner Ganzheit, das tut seiner Seele (seinem Leben) gut. Dann erkennt der Ohnmächtige plötzlich auch seine Macht, der Mächtige nimmt seine Ohnmacht an, das Opfer erkennt auch seine Täterseite, der Täter kann auch seine Opferrolle wieder verstehen, der Behandelte fängt endlich an, wieder selbst zu handeln. Der Schwache erkennt wieder seine Stärke und der Starke braucht nicht weiter seine Schwäche zu verstecken. „Tod“ und „Leben“, Gesundheit und Krankheit, „Schuld“ und „Gnade“

können wieder mehr zusammenrücken, das Licht verdrängt nicht den Schatten. Beratungsarbeit ist somit gewissermaßen das „*Nachtgesicht*“ von Kirche und Kommune. Da sie sich in ganz besonderer Weise den Schattenseiten zuwendet, entwickelt sie mit der Zeit eine erhöhte Empfindlichkeit, auch die dunklen Stellen im menschlichen Zusammenleben deutlicher zu sehen, geübter als Augen, die vom hellen Tageslicht geblendet sind. Das Ganze nicht zu verlieren, das Leben (die Seele) wieder zu ermutigen, die Auseinandersetzung zu suchen, dort wo sich das eigentliche Leben abspielt, ist das nicht auch die „*Seele*“ von jeder Lebensberatung? Ist also „*Seelsorge*“ nicht nur ein anderes Wort für „*Beratung*“?

3. Beratung und Seelsorge

Stellen wir uns noch einmal vor Augen, was sich in unserem Beratungsgespräch ereignet hat. Wie fühlte sich der Ratsuchende nach diesem Gespräch? Gut „*beraten*“ oder „*seelsorgerlich*“ gut begleitet? Wir spüren sofort, wie leicht sich die beiden Begriffe austauschen ließen. Und doch sollten wir dieser Versuchung widerstehen. Wenn wir „*Seelsorge*“ als Sorge um den „*ganzen*“ Menschen, als Aufmerksamkeit dem „*ganzen*“ Leben gegenüber bezeichnen, so öffnet sie sich (gewissermaßen als letztes Ziel jedes beraterischen Beistandes) auch gegenüber dem Bereich, den wir Glauben nennen. Seelsorge ist dann, wie der Theologe D. Stollberg es formuliert hat, Beratung oder Heilung „*im Kontext des Glaubens*“. Beratung hat etwas mit „*heilen*“ zu tun, mit „*ganzmachen*“, Seelsorge will hingegen deutlich machen, dass am Ziel dieses Prozesses nicht mehr menschliches Bemühen steht, sondern etwas, was uns geschenkt wird: „*Heil*“. „*Heilung*“ ist der Weg, „*Heil*“ das Ziel. Beides gehört untrennbar zusammen. Beides hören wir, wenn es in einem Dialog zwischen Gott und Abraham heißt: „Geh einher vor meinem Antlitz! Sei ganz!“ (Gen 17,1). Seelsorge geht davon aus, dass „*Ganzheit*“ in unserem Leben auch unsere Beziehung zu Gott, die Sinnfrage miteinschließt. Eine Beratung, die Seelsorge nicht ausschließt und eine Seelsorge, die den Rat- Hilfe- und Sinnsuchenden vorbehaltlos annimmt und solidarisch das Leben mit ihm teilt, lebt von einem Leitbild, das für unser heutiges Lebensgefühl zwar nicht mehr so stimmig erscheinen mag, aber im Kern der Wahrheit entspricht, nämlich das Leitbild von der „*Braut Christi*“ (Kol 3,18). Es überzeugt durch eine mit diesem Bild verbundene Haltung von der freien, an keine Leistung und Vorgaben gebundene Liebe und Sorge Christi für seine Kirche, eine Haltung, die sich im Umgang mit Ratsuchenden in unserem Arbeitsfeld als bedingungslose Wertschätzung widerspiegeln kann. Am deutlichsten erscheint uns diese Vorstellung kirchlicher Solidargemeinschaft in ihrer sich sorgenden Wahrnehmung („*Guter Hirt*“ Ps 23,1) grundlegender existentieller Bedürfnisse der Menschen. „*Ich war hungrig,*

durstig, fremd, nackt, krank und gefangen ...“ (Mt 25, 31-46). Diese sechs Grundbefindlichkeiten sind so zentral, dass sie sich nicht nur auf die physisch-leibliche Ebene beziehen, sondern auch die seelische, zwischenmenschliche und beziehungsmaßige, Beraterisch-seelsorgerliche Seite mit umfassen. Dementsprechend gilt es hier, jedes Glied am „Leib Christi“ (1 Kor 12,12) nach seinem Charisma, teilende, mitteilende, verstehende, beschützende, heilende und befreiende Anteilnahme zu leben, sowohl im Gespräch als auch im Umgang und in der Begleitung unserer Mitmenschen. Dies führt letztendlich zur vollkommenen „*Communio*“ mit Christus und *untereinander*. („... denn das habt ihr mir getan ...“ [Mt 25, 40]) Kirche – als beratende Seelsorge und als seelsorgerliche Beratung – wird somit zu einem Heilszeichen für die Welt („*Sacramentum mundi*“, Karl Rahner), erhellt sie und gibt Orientierung („*Licht*“, Mt 5,14), gibt ihr Geschmack und Bestand („*Salz*“, Mt 5,13) und fördert ihre Entwicklung („*Sauerteig*“, Mt 13,33).

4. Lebenserfahrung und Lebensdeutung

Die Bibel berichtet uns davon, dass Jesus einmal zehn Aussätzige „*geheilt*“ hat. Aber nur einer dieser Zehn kam zurück, um Gott zu danken, er wurde nicht nur „*geheilt*“, sondern erfuhr auch „*Heil*“. Er ging einen Schritt weiter und verknüpfte seine Heilung mit einem Gefühl seiner Dankbarkeit Gott gegenüber, von dem er sich geliebt und erlöst fühlte. Er versuchte seine Erfahrung zu deuten, er stellte sie in eine Beziehung, so, wie man einen Fluss in Beziehung bringt zu seiner Quelle und seiner Mündung, einen Weg zu seinem Anfang und seinem Ende oder ein Ereignis mit seinem Beweggrund und seinem Sinn. Heilung und Heil, Beratung und Seelsorge gehören also zusammen, beziehen sich aufeinander, ergänzen sich. Beratung als menschlicher Beistand macht Seelsorge erst konkret, also erfahrbar. Beratung führt zur Lebenserfahrung, Seelsorge führt zur Lebensdeutung, zur persönlichen Sinnfindung. Im Jahr 2000 kamen es auf Initiative von Frau Prof. Straumann, Notker Klann und anderer zur Gründung einer „*Bundeskonzferenz Beratung*“, auf der über 40 Verbände, Institutionen und Einzelpersonen eine Diskussionsgrundlage für ein allgemeines Beratungsverständnis schufen, in der es neben dem Fachverständnis, neben Tätigkeitsfelder, dem Vertrauensverhältnis, der Beratungsbeziehung, den Qualifikationsstandards und der wissenschaftlicher Fundierung auch um „Wert- und Zielorientierung“ ging. Hier heißt es unter

anderem: „Die Beratung wird in persönlicher, sozialer und rechtsstaatlicher Verantwortung ausgeübt und orientiert sich handlungsleitend am Schutz der Menschenwürde und an berufsethischen Standards. Sie unterstützt emanzipatorische Prozesse und Partizipation und deckt Spannungsfelder, Machtverhältnisse, Konflikte und Abhängigkeiten in unterschiedlichen Lebens- und Arbeitsbereichen auf... Fragen zur persönlichen Identitätsbildung und zur Entwicklung von Sinnperspektiven finden hier ebenso Platz wie die Bearbeitung konkreter Belastungssituationen.“

„Für wen soll ich denn weiterleben? Mein Leben ist keinen Pfennig mehr wert. Für mich gibt es keine Zukunft mehr! Es hat sowieso alles keinen Sinn mehr ...!“, solche und ähnliche Sätze hören wir in der Beratungsarbeit sehr häufig. Den Beratern und Beraterinnen fehlen dann die Worte, das Leid des Gesprächspartners, der Gesprächspartnerin lässt keine Gegenargumente zu. Es wird an Grenzen gestoßen. Die vorsichtige Frage: „Können Sie sich vorstellen, dass es in Ihrem Leben irgendjemand gibt, der Sie trotz alledem für liebens- und lebenswert hält?“, kann im Ratsuchenden wie ein Lichtstrahl in einer Dunkelheit sein, auch wenn er diese Frage im Moment nicht beantworten kann. Ein seelsorgerlicher Berater bietet dem Ratsuchenden eine Lebensdeutung an. Eine solche Deutung ist umso hilfreicher, je mehr sie im Leben der Seelsorger und Seelsorgerinnen als Erfahrung verankert ist und nicht als eine Leerformel. Ein Beratungsgespräch ist wie eine Herberge, in der ein Mensch auf seinem Lebensweg rasten und sich wieder stärken kann, Seelsorge vermittelt Hoffnung, dass unser Weg zu einem guten Ziel führt. Da kein Berater voraussetzungslos arbeitet und seine Zielvorstellungen und Methoden von seinem Welt- und Menschenbild mitgeprägt sind, werden die glaubenden Berater und Beraterinnen deutlich machen, dass der Mensch kein „in sich geschlossenes System“ ist, sondern dass er über sich hinaus fragen kann, um den Sinn seines Lebens zu finden. Orientierung ist dabei nicht eine abstrakte philosophische Frage (wie etwa: „*Transzendenz*“). Seelsorge orientiert sich dabei an der leibhaftigen Person und dem konkreten Leben von Jesus Christus, in dessen Nachfolge die christlichen Kirchen stehen. Damit wird zugleich deutlich, dass Seelsorge sich auch an der Art und Weise zu orientieren hat, wie dieser Jesus mit Menschen gesprochen hat und mit ihnen umgegangen ist.

5. Nicht überzeugen, sondern: beistehen

Ganz in seinem Sinne stülpen Berater und Beraterinnen ihrem Gesprächspartner kein Glaubenssystem über, sie hüten sich davor, ihn „anzupredigen“, ihn mit Bibelsprüchen mundtot und sprachlos oder verlegen zu machen, ihn zu überzeugen. Sie üben keinen moralischen Druck aus, keinen Zwang, sondern versuchen zu befreien. So heißt es denn auch in dem erwähnten Diskussionsgrundlage der „*Bundeskonzferenz Beratung*“: „Das Ziel der Beratung ist in der Regel erreicht, wenn die Beratenden Entscheidungen und Problembewältigungswege gefunden haben, die bewusst und eigenverantwortlich in ihren Bezügen umsetzen können. Es ist erreicht, wenn die Selbsthilfepotentiale und sozialen Ressourcen in lebensweltlichen ... Bezügen erschlossen wurden.“ Es ist also ein „*dialogisch gestalteter Prozess*“ und kein einseitiger, „kluger“ Ratschlag. Beratende gebärden sich nicht besserwisserisch und sagen auch nicht gleich, was dem Gegenüber genau fehlt, sondern schaffen für den Ratsuchenden oder Seel-sorgesuchenden einen Raum, in dem dieser ohne Angst darüber reden kann, wenn er selber dazu bereit ist. Sie hüten sich davor, den „*in sich selbst verkrümmten Menschen*“ (Martin Luther) mit weiteren Lasten zu beschweren. Es ist traurig, wenn man bedenkt, wie oft dies in der Kirche praktiziert wurde und gelegentlich immer noch versucht wird. Beratung als Seelsorge, das ist Solidarität mit dem Leben, Beistand für den Leidenden und Dialog mit dem Suchenden, dies aber nicht gönnerhaft, sondern in gegenseitiger Hilfe und gegenseitiger Verantwortung, „einer trage des anderen Last“ (Gal 6,12).

6. Der Anspruch

Ob der Ratsuchende in unserem Beispiel das Beratungsgespräch als Beratung oder als Seelsorge bezeichnen würde, wissen wir nicht. Solche Beratungsgespräche sollten offen gehalten werden, damit auch Erfahrungen aus dem Glauben in einen solchen Heilungs-prozess mit einfließen können, wenn die Zeit und die Bereitschaft dafür da sind. Ob die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen kirchlich getragener Beratungsstellen diesem Anspruch gerecht werden, oder ob sie sich ihm wenigstens annähern, das weiß man nicht und kann es auch nicht beurteilen. Jeder Mensch kann auch nur soweit beraten, wie er selber im Augenblick beraten ist. Jeder / jede

kann nur so viel „Seele“ (*Ganzheit*) erfahrbar machen, wie er / sie selbst sich um die eigene Seele Sorgen gemacht hat. Jeder kann nur soviel gefangenes Leben frei-setzen, wie frei er sich selber fühlt. Um aber den Anspruch nicht zu vergessen, sollte auf das Wort „*Seelsorge*“ nicht verzichtet werden, wenn man diese Beratungsarbeit umfassend beschreiben will. So kann den Ratsuchenden eine Glaubenserfahrung vermittelt werden: „Ich bin trotz allem achtenswert, liebenswert, lebenswert.“

Zusammenfassung

Was sich in einem hilfreichen und heilsamen Gesprächskontakt zweier Menschen ereignet, ist es Therapie, Beratung oder Seelsorge oder alles zusammen? Diese Frage tritt dann schnell in den Hintergrund und lässt anderen Fragen den Vortritt: „Kann der andere mich verstehen? Nimmt er mich mit meinen Problemen vorbehaltlos an? Habe ich Vertrauen zu ihm? Hat er Zeit für mich? Hilft er mir, meine Selbstheilungskräfte freizusetzen? Vermittelt er mir eine neue Sichtweise, Hoffnung und Mut?“ Im Mittelpunkt steht dann die Frage nach der Beziehung in diesem Gespräch und nicht die Frage: „Wie nennen wir ein solches Gespräch?“ Dennoch möchte die Beratungsarbeit in einer kirchlich getragenen Beratungsstelle ganz bewusst neben dem Begriff „Beratung“ den Begriff „Seelsorge“ nicht ausschließen und ihn zum Tragen bringen. Seelsorge ist dann, wie der Theologe D. Stollberg es formuliert hat, Beratung oder Heilung „im Kontext des Glaubens“. Beratung hat etwas mit „heilen“ zu tun, mit „ganzmachen“, Seelsorge will hingegen deutlich machen, dass am Ziel dieses Prozesses nicht mehr menschliches Bemühen steht, sondern etwas, was uns geschenkt wird: „Heil“. „Heilung“ ist der Weg, „Heil“ das Ziel. Beides gehört untrennbar zusammen.

Schlüsselwörter: Beratung, Seelsorge, Therapie, heilen, heil, Lebenserfahrung, Lebensdeutung

Literatur

- Bengel, Klann, Kötter, Michelmann, Nestmann, Pfeifer, Rechten, Straumann, Vogt (2002): *Beratungsverständnis – eine Diskussionsgrundlage*, 5. Fassung in der Überarbeitung von Klann und Straumann. In: *Beratung Aktuell*, 1 S. 43-49.
- Ell, J. (1967): *Der Existentialismus in seinem Wesen und Werden*. Bouvier, Bonn.
- Jankowsky, P. (1975): *Beratung*. In: *Praktisches Wörterbuch der Pastoral-Anthropologie. Sorge um den Menschen*. Herder, Freiburg, S.11-114.
- Klemm, S. (2002): *Das Was hör ich wohl, allein es fehlt das Wie*. *Beratung Aktuell* 1, S. 20-22.
- Lüders, W. (1975): *Beratung*. In: *Familien- und Lebensberatung*. (Hrsg) von S. Keil. Kreuz, Stuttgart, S.99-114.

- Rensch, A. (1963): Das Seelsorgerliche Gespräch. Psychologische Hinweise zur Methode und Haltung. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.
- Scharfenberg, J. (1975): Seelsorge. In: Familien- und Lebensberatung. (Hrsg) von S. Keil, Kreuz, Stuttgart, S. 895-902.
- Schiller, K. E. (1975): Seelsorge. In: Praktisches Wörterbuch der Pastoral-Anthropologie. Sorge um den Menschen. Herder, Freiburg, S. 954-958.
- Stollberg, D. (1972): Mein Auftrag, deine Freiheit. Thesen zur Seelsorge. Claudius, München.
- Stollberg, D. (2007): Psychotherapeutische Aspekte des seelsorglichen Gesprächs. In: W. Engemann (Hrsg.), Handbuch der Seelsorge. Leipzig, S. 202-226.
- Stollberg, D. (2005): Werte ohne Glauben? Unser Auftrag 4. Magazin für alle, die in der Kirche mitarbeiten, S. 4-6.

Stanislaus Klemm, Diplompsychologe und Theologe, 1943 im Saarland geboren, therapeutische Tätigkeit an verschiedenen Suchtkliniken. 30 Jahre im Leitungsteam der Telefonseelsorge / Beratungsstelle Saar. Beratung und Psychotherapie in der Erziehungs- Ehe- Familien- und Lebensberatungsstelle des Bistums Trier in Neunkirchen/Saar. 2008 pensioniert. Fünf Jahre ehrenamtliches Angebot von regelmäßigen Seelsorgegesprächen in einer Pfarrei. Mehrere Bücher und Publikationen zu den Themen Meditation, Seelsorge und Partnerschaft sowie Metaphern-Geschichten.

Buchholzstraße 25, A-66787 Wadgassen, Tel.: +43-6834-943503, E-Mail: stanislaus.klemm@googlemail.com

Buchbesprechungen

Dr. Ulrike Anderssen-Reuster

Achtsamkeit

Das Praxisbuch für mehr Gelassenheit und Mitgefühl

TRIAS Verlag in MVS Medizinverlage, Stuttgart 2013, € 19,99, inkl. Audio-CD

In unserer Beratungspraxis erleben wir oft, wie schwer es Menschen fällt, die eigene Person und die des Partners mit Mitgefühl zu betrachten. Viele Klientinnen und Klienten mögen Worte wie Selbstliebe gar nicht aussprechen. Es kostet sie große Mühe, freundlich auf sich zu schauen. Eher werten sie das eigene Tun ab oder geben dem Partner alle Schuld. Was können wir tun, um auch in Krisen möglichst gelassen und damit handlungsfähig zu bleiben?

In ihrem anschaulich gestalteten und für den interessierten Laien angenehm verständlich formulierten Praxisbuch zum Thema Achtsamkeit gibt die Autorin Dr. Ulrike Anderssen-Reuster ihren Leserinnen und Lesern wirksame Werkzeuge an die Hand, mit deren Hilfe belastende innere Zustände besser bewältigt werden können. Die Autorin ist Fachärztin für Psychosomatische Medizin, Psychiatrie, Psychotherapie und Psychoanalyse. Als Lehrerin für MBSR (Mindfulness Based Stress Reduction) und MBCT (Mindfulness Based Cognitive Therapy) ist es ihr ein Anliegen, auf die Achtsamkeitspraxis als wohltuende Ressource in psychisch belastenden Situationen hinzuweisen. Einzelne Unterkapitel ihres Buches widmet sie der Stressbewältigung sowie dem Umgang mit Depressionen, Suchtimpulsen, Angst und Selbstwertzweifeln. Den jeweiligen Texten schließen sich ausgewählte Meditationsübungen an, von denen die wesentlichen mittels der beigelegten Audio-CD in eine regelmäßige Übungspraxis eingebaut werden können. Die Übungen verlangen weder Vorkenntnisse in der Meditation noch setzen sie eine spirituelle Lebensführung voraus. Sie sind kurz gehalten, treffend auf den Punkt hin formuliert und werden in einem angenehm ruhigen Tonfall gesprochen.

Achtsamkeit ist eine Lebenshaltung. Was kennzeichnet sie? Vieles, was wir tun, erledigen wir automatisch. Bei routinierten Arbeitsabläufen mag das hilfreich sein. Wir tun das eine und sind gedanklich ganz woanders. Befinden wir uns allerdings auf Dauer in diesem „Betriebsmodus“, verlieren wir den Blick auf uns selbst. Während der Zeit der Meditation geht es deshalb darum, sich innerlich zu sammeln und gezielt auf den Atem oder Körperempfindungen zu achten, ohne diese zu bewerten. Achtsamkeit ist das offene Gewahrsein dessen, was ist und damit ein Weg zu mehr Selbsterkenntnis, auf dem wir lernen, besser für uns zu sorgen und Verantwortung für unser Leben zu übernehmen. Quasi nebenbei entwickeln wir Mitgefühl für uns selbst und den Anderen. Denn wir lernen, dass es kein Leben ohne Leid gibt, wir dieses Leid aber aus eigener Kraft lindern und manchmal sogar ablegen können. Nach den Erfahrungen der Autorin wird psychisches Leiden nämlich zu einem bedeutsamen Teil vom eigenen Geist, also den eigenen Gedanken, geschaffen, verstärkt und genährt. Das bedeutet, wir können auch aus eigener Kraft dafür sorgen, trüben Gedanken den Boden zu entziehen.

Das Buch hat Selbsthilfecharakter und ist nicht ausdrücklich für die Beratungspraxis geschrieben. Das ist kein Nachteil, denn die freundliche Annahme des eigenen Tun ist stets Voraussetzung für positive Veränderungen - gerade auch in Partnerschaftskonflikten. Klientinnen und Klienten, die offen für die Einsichten der

Achtsamkeitspraxis sind, profitieren mit Sicherheit von dem Buch. Ebenso kann es interessierten Beraterinnen und Beratern wirksames Instrument eigener Psychohygiene sein.

Nancy Nadja Sandmann

Kathrin Hoberg

Schulratgeber ADHS. Ein Leitfaden für LehrerInnen.
Ernst Reinhardt Verlag, München 2013, € 24,90

Frau Hoberg legt mit diesem Band ein interessantes Werk vor. In den ersten drei Kapiteln gibt sie einen Überblick über den aktuellen Stand der ADHS Diskussion (Störungsbild, Erklärungsmodell, Behandlung). Dies ist verständlich geschrieben; für Lehrerinnen und Lehrer, die zum ersten Mal von der Diagnose hören oder in der Schule damit konfrontiert sind, hilfreich und informativ. Alle, die mit der Diagnose und dem Störungsbild schon vertraut sind, können diese Kapitel mit gutem Gewissen überspringen.

Für alle interessant ist allerdings der Überblick ab Kapitel 4. Die Autorin unterscheidet hier grundsätzliche Maßnahmen, spezifische Maßnahmen und Erste-Hilfe-Maßnahmen in der Schule. Und darin liegt der besondere Wert dieses Buches, denn hier wird zum ersten Mal in dieser umfassenden Art und Weise eine Vielzahl an möglichen Interventionen in der Schule dargestellt, die bei ihrer Umsetzung für alle Kinder hilfreich sein können. Jedes Kind wird es z.B. begrüßen, wenn die Lehrkraft nicht nur mündliche Anweisungen erteilt, sondern vermehrt mit Piktogrammen arbeitet, sich Gedanken über klare, verständliche und strukturierte Anweisungen macht usw. Zusätzlich können Lehrkräfte auch abgestimmte Methoden erlernen, die je nach Schwerpunkt der Schwierigkeiten aufgliedert sind. Gleichzeitig ist dieses Buch damit auch für alle nützlich, die in Gruppen mit Kindern arbeiten (z.B. im Hort).

Die Methoden werden in ihren Voraussetzungen, ihren Vor- und Nachteilen anschaulich beschrieben und bieten damit eine Erweiterung des pädagogischen Repertoires an. Für Beraterinnen und Berater bereichern sie dadurch ihre Möglichkeiten, wenn sie selber mit Gruppen arbeiten bzw. wenn sie in der Kooperation mit Lehrkräften um konkrete Unterstützungsmöglichkeiten gebeten werden.

Dr. Bernhard Kühnl, München

Albert Lenz und Eva Brockmann

Kinder psychisch kranker Eltern stärken
Informationen für Eltern, Erzieher und Lehrer
Hogrefe Verlag, Göttingen 2013, € 16,95

Das Wohlergehen von Kindern – etwa in Trennungs- und Scheidungssituationen der Eltern oder dann, wenn Eltern psychisch erkrankt sind –, ist seit vielen Jahren ein wichtiges Forschungsinteresse von Albert Lenz. Ihm ist es zu verdanken, dass Fachwelt und Öffentlichkeit auf solche Schicksale hingewiesen werden, mit dem Ziel, Abhilfe zu schaffen. Die vorliegende Veröffentlichung von ihm und Eva Brockmann gibt all denjenigen, die für das Wohl von Kindern Verantwortung tragen, sei es als Lehrer, Sozialarbeiter oder in Beratungsstellen, sehr konkrete Anweisungen, wie sie ihnen beistehen können.

Ausgangspunkt ist das, was im Inneren von Kindern abläuft, wenn ein Elternteil psychisch krank ist. Auch wenn man es ihnen scheinbar nicht anmerkt, registrieren Kinder nämlich sehr genau, wenn Mutter es etwa nicht mehr schafft, die Hausarbeiten zu erledigen, regelmäßig Essen zu kochen oder wenn die Wohnung immer unordentlicher wird. Aufgrund der End-Normalisierung des Familienlebens reagieren Kinder mit Desorientierung. Nicht selten verknüpfen sie die Belastung und Überlastung von Vater oder Mutter mit Schuldgefühlen, was in der Frage: „Was habe *ich* falsch gemacht?“ zum Ausdruck kommt.

Ausgehend von den Ergebnissen der Resilienzforschung wird sehr praktisch aufgezeigt, wie man Kinder stützen und fördern kann, damit sie Fähigkeiten, Fertigkeiten und Talente entdecken und entwickeln können, die es ihnen ermöglichen, mit Belastungen erfolgreich umzugehen und auftauchende Probleme zu lösen. Ganz zentral ist eine altersgemäße Aufklärung über die elterliche Erkrankung, damit sie das Verhalten der Eltern verstehen und lernen, wie sie in sinnvoller und angemessener Weise mit der Krankheit umgehen können. Abgerundet wird das Buch mit speziellen Hinweisen für Lehrer und Erzieher und Literaturempfehlungen für Kinder.

Dr. Rudolf Sanders

Albert Wunsch

Die Verwöhnungsfälle

Für eine Erziehung zu mehr Eigenverantwortlichkeit

Kösel, München 2013, € 17,99

Leider muss ich dem Autor in seinen Beobachtungen und Ausführungen weitgehend zustimmen. Es gibt viele Eltern, die völlig verunsichert in ihrem Erziehungsauftrag sind, nicht selten meinen, um die Liebe ihrer Kinder buhlen zu müssen und ihnen alles erlauben. Insbesondere erlebe ich dies bei den mehrtägigen paartherapeutischen Seminaren der *Partnerschule*, wenn die Kinder parallel während der Arbeit der Eltern betreut werden, wir allerdings gemeinsam die Mahlzeiten einnehmen und auch in der Freizeit gemeinsam etwas unternehmen. Hier ist es dann ganz konkret möglich, Verhaltensweisen zu hinterfragen. „*Warum dürfen eure Kinder eigentlich die Nachspeise vor dem Hauptgang essen? ... Und was wollt ihr, dass sie dadurch lernen?*“ Das Schöne ist, dass die Eltern sehr bereit sind, solche Hinweise aufzunehmen und ihre Konsequenzen daraus zu ziehen. So kommt Albert Wunschs Buch, mittlerweile in der 13. Auflage und überarbeitet und erweitert, gerade recht. Es macht Eltern deutlich, um was es sich bei Erziehung *überhaupt* handelt. Dass es nicht um Drill und Dauertraining geht, sondern um das fördernde Aufgreifen der eigenen Welterkundung. Wie Eigenständigkeit wird nämlich auch Unselbstständigkeit – bis hin zur Hilflosigkeit – erlernt. So ist die häufigste Art, ein kleines Kind von A nach B zu bringen, es zu tragen oder den Kinderwagen zu nutzen. Hier spricht man von Beförderung – und das macht abhängig! Die zukunftsorientierte Art ein Kind von A nach B gelangen zu lassen ist, ihm jede mögliche Hilfe zur eigenständigen Fortbewegung zu geben, die je nach Alter natürlich unterschiedlich ausfällt. Das ist Förderung – Verselbständigung durch motivierende Anreize bzw. Hilfestellung.

Aber das Problem mit der Verwöhnung taucht nicht nur bei Kindern in der Erziehung auf, mittlerweile kann man es als ein Massenphänomen begreifen, als einen Sündenfall der Moderne. Verwöhnung bedeutet, sich auf das eigentlich anstehenden – egal ob bei Kindern, Erwachsenen oder im Umgang mit sich selbst – nicht einzulassen. Eigenverantwortlichkeit wird so systematisch untergraben. Als Berater oder Beraterin

können wir uns durchaus kritisch fragen, ob wir nicht auch manchmal in die Verwöhnungsfalle mit Klienten tappen?

Ganz praxisnah bietet das Buch auch zum Schluss Tipps für den Beziehungsalltag: „Der Lehrer ist doof, ich kann die Hausaufgaben nicht!“ „Mit solchen Klamotten werde ich schon am Schultor gemobbt!“ Oder zum Schluss ein häufiges Problem: „Ich simse, chatte, twittere und surfe, also bin ich!“ Abgerundet wird das Buch mit einem Selbsttest, durch Fragen wie: Weshalb kann ich keine oder nur sehr schwer Spannung aushalten? Was möchte ich durch Dauerumsorgen kompensieren?

Das Buch ist ein unbedingtes Muss für alle, die in der Erziehung und Begleitung von Menschen Verantwortung tragen.

Dr. Rudolf Sanders

Anne Lindenberg

Körperselbsterfahrung im Alter

Agil bleiben. Übungs- und Bewegungsprogramme

Junfermann, Paderborn 2012, € 24,90

Ältere und alte Menschen wollen nicht zum alten Eisen gehören sondern ihren Fähigkeiten und Möglichkeiten entsprechend noch aktiv ihr Leben gestalten. Ein Schlüssel dazu ist die angeborene Lebendigkeit und Erlebenstiefe. Für nicht wenige Menschen ist diese durch unterschiedliche Lebenserfahrungen oder durch eine Berufstätigkeit, die wenig Spielraum zur Kreativität bot, verschüttet. Für alle diejenigen, die sich das Ziel gesetzt haben, dazu nicht nur wieder einen Zugang zu gewinnen, sondern die Vielfalt des inneren Erlebens auszuweiten, ist das vorliegende Buch ein guter Wegweiser. Zunächst einmal gibt es, ganz im Sinne einer Psychoedukation, Hinweise darüber, was Altern eigentlich bedeutet. Es macht Mut, sich gegen eine vorherrschende, oft aber nur indirekt in den Raum gestellte Erwartung zu stellen die besagt: Im Alter lassen die Kräfte, die Gesundheit, die Leistungs- und die Belastungsfähigkeit nach. So ist jeder sicherlich schon einmal einem 30-Jährigen begegnet, der schon ganz schön alt und verbraucht aussieht und einer 70-Jährigen, die noch voller Tatendrang ist und vor Lebendigkeit spricht.

In ursprünglichen Stammeskulturen gab es den Ältestenrat, denn die Alten hatten bewiesen, dass sie Meister im Überleben waren und wurden dafür geehrt, respektiert und um Rat gefragt. Auch wenn es vielleicht in unserer Gesellschaft ein wenig aus dem Blick geraten ist, braucht sie gerade auch die Alten, als Ruhepol für Kontinuität, was sich beruhigend und orientierend auf die ganze Gemeinschaft auswirkt. In den Paarseminaren der Partnerschule erlebe ich es immer wieder, wie junge frisch verheiratete Paare ganz neugierig auf die älteren Paare schauen, die schon 30 oder 40 Jahre verheiratet sind und sie wollen von ihnen wissen, wie sie das bisher geschafft haben.

In den allerersten Lebensjahren werden Menschen oft Glaubenssätze mit auf den Weg gegeben. Im Buch gibt es Hilfen, diese zu überprüfen und abzuwägen, ob sie noch hilfreich sind oder an der Fülle des Lebens hindern. Das Schöne am Alter ist ja auch, dass man keine Karriere mehr machen muss oder sich oder anderen etwas beweisen, sondern man kann sich öffnen für neue Erfahrungen. So gibt es dann eine Fülle einfacher Übungen, die Körper, Geist und Seele vitalisieren. Sie haben ausdrücklich nicht das Ziel, den Körper zu kontrollieren, Leistungen zu steigern, Sport zu treiben. Die ganzheitlichen Körperübungen ermöglichen, sich selbst wieder als körperliches Geschöpf zu erleben, denn alles, was Menschen wahrnehmen und erleben, wird im

Leib gebildet und durch den Leib wahrgenommen: Gedanken, Identität, Gefühle, Empfindungen, Sinneseindrücke. So geht es darum, diesen Leib durch die Übungen zu ermutigen, seine ursprüngliche Fähigkeit zu Selbstregulationen und zur Pulsation wieder anzuregen. Vier Fotomodelle zwischen 69 und 77 Jahre alt zeigen, wie die Übungen gemacht werden können.

Neben der Lektüre für den Einzelnen bietet das Buch eine hervorragende Grundlage, älteren und alten Menschen ein Angebot in einer Gruppe, z.B. im Rahmen der Erwachsenenbildung oder in den institutionellen Beratungsstellen zu machen.

Dr. Rudolf Sanders

Barry & Emily McCarthy

Das Verlangen entfachen

Hilfe für Paare, die wenig oder keinen Sex haben

Verlag Hans Huber, Bern 2013, € 24,95

Die Gestaltung der Sexualität steht auf der Problemliste, die die konflikträchtigen Bereiche in Ehen und Partnerschaften erfasst, mit knapp 70 % an oberster Stelle, gefolgt von den Bereichen Zuwendung des Partners, gemeinsame Gespräche und Kommunikation, Forderungen des Partners, Fehlende Akzeptanz/Unterstützung des Partners (Saßmann & Klann 2002). „Außereheliche Beziehungen“ hingegen rangieren mit 18 % als Problemauslöser weit abgeschlagen auf den hinteren Plätzen. Deutlich wird durch diese Datenlage, dass es insbesondere um die Gestaltung der Binnen-Beziehung eines Paares geht, um die Gestaltung einer intimen Beziehung. So kann man das vorliegende Buch als Psychoedukation für Paare ansehen, die lernen wollen, die Störungen in ihrer Sexualität auch als Ausdruck von Störungen auf der Beziehungsebene, von inadäquater Erwartung, fehlender allgemeiner Intimität, Nähe und Verbindlichkeit, von dysfunktionaler Kommunikation und mangelnder gegenseitiger Unterstützung zu begreifen. Denn Lust und Verlangen in einer Partnerschaft lebendig zu erhalten oder neu zu wecken ist ein Ergebnis der Fähigkeit zu kommunizieren, Probleme zu lösen, gemeinsam Stress zu bewältigen und Vertrauen und Zuverlässigkeit zu leben.

Die zentrale Aussage der Autoren lautet, dass Veränderungen immer eine Paaraufgabe sind. Sexualität ist ein gemeinsames Geschehen in Verbundenheit. Darin, dass die Partner sich dem Thema Sexualität als vertrautes Team nähern, liegt der Schlüssel zur Veränderung. Sie sollen vertrauen können, dass der Partner auf ihrer Seite ist und ihnen helfen wird, sich mit den Störfaktoren auseinanderzusetzen. Die wesentlichen Elemente einer gesunden sexuellen Intimität sind nicht fordernde Zärtlichkeit und erotische Techniken; die Essenz der menschlichen Sexualität ist das zärtliche Berühren und Berührt-Werden. Jeder Mensch bedarf der angenehmen Berührungen, sinnlichen Erfahrungen und sexuellen Begegnungen. Sex soll lustvolle Erwartungen auslösen und nicht Angst, Unbehagen oder Leistungsdruck. Aufmerksames Wahrnehmen, Geborgenheit, Begehren, Zärtlichkeit, Erotik, Geschlechtsverkehr, Orgasmus und Nachspiel werden Elemente eines freifließenden natürlichen Prozesses.

Basierend auf wissenschaftlichen Studien wird der Leser zunächst darüber aufgeklärt, weshalb manchen Paaren das Begehren verloren gegangen ist. Störfaktoren, die Gift für die Lust sind, werden ebenso besprochen wie sexuelle Funktionsstörungen bei Mann und Frau. Im nächsten Teil geht es darum, Veränderungsschritte einzuleiten. All diese Bereiche aufgeteilt in Verstehen und Verändern, werden anhand von alltäglichen

Beispielen lebensnah aufgezeigt, um dann den Leser und die Leserin durch Übungen zu ermöglichen, sich im Miteinander als Team zu erfahren. Das Buch eignet sich hervorragend als Begleitlektüre zur Paar- und Sexualtherapie. Unabhängig davon hilft es jedem Paar, das auf der Suche ist, wieder das Verlangen zu entfachen; man könnte auch sagen, die Wertschätzung und Einmaligkeit des Partners ganzheitlich wieder in den Blick zu bekommen.

Saßmann, H. & Klann, N. (2002): *Es ist besser das Schwimmen zu lehren als Rettungsringe zu verteilen. Beratungsstellen als Seismografen für Veränderungen in der Gesellschaft*. Freiburg: Lambertus.

Dr. Rudolf Sanders

Karl-Heinz Brisch (Hrsg.)

Bindung und Sucht

Klett-Cotta, Stuttgart 2013, € 37,95

Im Beratungskontext stoßen wir auf Ratsuchende, die offensichtlich süchtig sind; sie trinken z.B. unkontrolliert Alkohol oder suchen menschliche Nähe im Swinger-Club. Wie lässt sich das verstehen? Vermutlich vermeiden sie durch ihre früh gelernte Art der Gestaltung ihres Bindungsverhaltens eine nahe Beziehung, lassen wirkliche Nähe und Intimität durch unterschiedlich wechselnde Sexualpartner nicht zu oder lassen Alkohol zu einem Bindungspersonen-„Surrogat“ werden.

Das vorliegende Buch ist der Konferenzband eines gleich lautenden internationalen Kongresses vom 15. bis 16. Oktober 2011 in München. Dieser ging der Frage nach, wie verschiedene Substanzen wie Alkohol, Drogen, Medikamente, Nahrungsmittel aber auch Verhaltensweisen wie Hungern, Videospiele, Arbeiten und Beziehungen Menschen süchtig machen können. Studien zeigen, dass die Sucht häufig durch großen Stress, unlösbare Konfliktsituationen o.Ä. entstehen kann. Steht hier keine Bindungspersonen zur Verfügung, wird ein Suchtmittel gegen den Stress eingesetzt, um Kontrolle über ihn zu gewinnen oder um Stress abzubauen. Kinder können schon sehr früh lernen, als Ersatz für eine Bindungsperson auf diese Verhaltensweisen und Suchtmittel zurückzugreifen.

So wiesen E. Raether & T. Stelzer in Ihrem ZEIT-Dossier „Süße Geschäfte“ (8. Mai 2013, S. 16 f.) auf Folgendes hin: „In einer Zeit der gesättigten Märkte und ausgereiften Produkte müssen die Unternehmen nach neuen Werten suchen. Also versprechen sie jetzt ihren Kunden nicht nur den Geschmack knuspriger Chips, sondern auch Austausch, Freundschaft und Geborgenheit: die Marke, dein Freund und Spielkamerad. So vergiftet das Kindermarketing das Spiel der Kinder, dessen Zweck es gerade ist, etwas zu tun, was keinen Zweck hat. Ein Spiel das darauf abzielt, dass sich das Kind am Ende eine Chipstüte kauft, ist keines.“ Der knusprige Chip wird also zum Surrogat für eine zugewandte Bindungsperson, die einfach da ist.

In dem Sammelband werden Ergebnisse aus der Grundlagenforschung und aus empirischen Forschungen dargestellt, die teilweise aus Längsschnittstudien gewonnen wurden. Außerdem werden Erfahrungen aus der klinischen Arbeit anhand von Fallbeispielen anschaulich berichtet, um therapeutischen Möglichkeiten und die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Therapie aufzuzeigen. Im Aufsatz „Zur Frage des Zusammenhangs zwischen Bindung und unkontrollierten Sexualverhalten“ wird z.B. der Zusammenhang zwischen frühen Bindungserfahrungen und der mangelnden Fähigkeit

zu Intimität von manchen Ratsuchenden deutlich. Fehlen nämlich diese Fähigkeiten oder sind sie unzureichend, führt die Suche nach Zuspruch und Nähe u.U. zu fehlangepassten Verhaltensweisen wie etwa unkontrolliertem Sexualverhalten. Die Betroffenen bleiben nicht nur zutiefst unglücklich sondern verstärken mit jedem Mal ihre Frustrationserfahrung.

Es finden sich Aufsätze zum Thema Essstörungen, zu den Auswirkungen der Bindungssicherheit von Alkoholkindern oder der Bedeutung der Internetsucht von Kindern und Jugendlichen. Abgerundet wird der Sammelband mit einem Beitrag von Karl-Heinz Brisch zur bindungsbasierten Behandlung von Suchterkrankungen auf verschiedenen Altersstufen.

Wieder ein spannendes Buch zur Bedeutung der Bindungsforschung und gleichzeitig ein mahnender Hinweis, wie wichtig es ist dafür zu sorgen, dass Kinder in den ersten Lebensjahren durch viele Helfer am Nest eine sichere Bindung erfahren können.

Dr. Rudolf Sanders

Goldie Hawn

10 achtsame Minuten für stressfreie und ausgeglichene Kinder

Klett-Cotta, Stuttgart 2013, € 18,95

Um es gleich vorweg zu sagen: Das Buch eignet sich nicht nur für Kinder, sondern ist auch vielen Erwachsenen anzuraten. Es ist im Umfeld der Positiven Psychologie entstanden, die Einfluss auf soziales und dem emotionales Lernen nimmt, um so die psychische Gesundheit des einzelnen und das Miteinander von Menschen positiv zu beeinflussen. In einer kindgerechten Sprache wird erklärt, wie das Gehirn arbeitet. Die für das Erzeugen von Gefühlen und das Ein- und Ausschalten der Stressreaktionen zuständige Amygdala wird z.B. als Wachhund beschrieben, der präfrontale Cortex als eine weise alte Eule, die Information beobachtet, analysiert und erinnert. So lernen Kinder sehr früh ihre Emotionen zu regulieren. Aktuelle Forschungsergebnisse mit Erwachsenen zeigen, wie wichtig die zweite Reaktion auf ein Ereignis ist.

Im Buch gibt es einfache, aber höchst effektive Methoden, durch die Kinder die erforderlichen Techniken lernen können, um ihre Gefühle zu steuern und stärker im Augenblick zu leben. In der Regel sind Eltern sehr motiviert, für ihre Kinder etwas zu tun – und lassen sich über diese Schiene selbst erreichen und profitieren auch in hohem Maße von den Übungen. Da diese nicht viel Zeit und Aufwand benötigen, lassen sie sich gut im Alltag integrieren. Sich selbst etwas zu erlauben, das Essen wirklich zu schmecken oder eine Blume zu riechen, so dass man vollen Genuss erleben kann. Sich selbst zu loben und stolz darauf sein, was gut läuft. Anderen von glücklichen Ereignissen zu erzählen, so dass das Gehirn die Erfahrung aufs Neue durchlebt und abermals die chemischen Wohlfühlsubstanzen freisetzt.

Dieses Buch basiert auf dem MindUP-Programm, ein für mich ganz wichtiger Faktor, um es zu empfehlen. Wissenschaftliche Untersuchungen zu diesem Programm kamen u.a. zu folgenden Ergebnissen: Es bewirkt ...

- bessere Leseleistungen,
- einen Rückgang der Aggressionen auf dem Schulhof um 25 %,
- bessere zwischenmenschliche Beziehungen
- einen 63-prozentigen Anstieg des Optimismus bei den Teilnehmern.

Kinder, die dieses Programm absolvieren, werden von ihren Mitschülern in der Regel positiv eingeschätzt, als freundlicher, vertrauenswürdiger, hilfsbereiter und dass sie eine

geringere Neigung zeigen, Regel zu brechen oder Streit anzufangen. Genau genommen konnten diese Achtsamkeitsübungen nachweislich dazu beitragen, denjenigen Teil des Gehirns anzuregen, der zuständig für ein gesundes Urteilsvermögen und die Entscheidungsfindung ist.

Dr. Rudolf Sanders

Hamid Peseschkian & Arno Remmers

Positive Psychotherapie

Ernst Reinhard Verlag, München 2013, € 24,90

Die Positive Psychotherapie zeichnet sich durch ein positives Menschenbild und eine positive Deutung aus. Das soll bedeuten, dass die Therapie nicht primär darauf gerichtet ist, eine bestehende Störung zu beseitigen, sondern zunächst versucht, die vorhandenen Fähigkeiten und Selbsthilfepotenziale zu mobilisieren. Statt von Störungen wird zunächst von Entwicklungsmöglichkeiten und Fähigkeiten des Menschen ausgegangen. So sind Störungen und Krankheit Fähigkeiten, auf den Konflikt zu reagieren. *Positiv* ist zu verstehen als eine werturteilsfreie Beschreibung des Beobachteten, Ausdruck für das Vorhandene, das Gegebene, das Tatsächliche. So wird etwa Depression als die Fähigkeit gesehen, mit tiefster Emotionalität auf Konflikte zu reagieren; Angst vor Einsamkeit als das Bedürfnis, mit anderen Menschen zusammen sein; Alkoholismus als Fähigkeit, sich selbst diejenige Wärme zuzuführen, die man von anderen nicht erhält; Psychose als die Fähigkeit, in zwei Welten zur gleichen Zeit zu leben oder die Fähigkeit, sich in eine Phantasiewelt zu begeben; Herzbeschwerden als die Fähigkeit, sich etwas zu Herzen zu nehmen. Im therapeutischen Prozess beginnen Patienten die verborgenen, zum Leiden führenden Konflikthalte zu verstehen und die zu ihrer Lösung vorhandenen Fertigkeiten zu entwickeln. Auf diesem Weg setzt die Positive Psychotherapie auch Geschichten und Sprichworte ein.

Das Buch bietet eine gute Übersicht über diesen therapeutischen Ansatz, es enthält im Anhang unterschiedliche diagnostische Instrumente, wie etwa das Erstinterview, und gibt eine Übersicht über bisherigen Wirksamkeitsstudien, die deutlich machen, dass in der Positiven Psychotherapie die vier von Klaus Grawe (1994) postulierten Wirkprinzipien von Psychotherapie: Ressourcenaktivierung, Problem Aktualisierung, aktive Hilfe zur Problembewältigung sowie therapeutische Klärung zum Tragen kommen.

Besonders zu erwähnen ist, dass dieser Ansatz kultur- und schichtenübergreifend zum Tragen kommt.

Dr. Rudolf Sanders

Helmuth Figdor

Patient Scheidungsfamilie

Ein Ratgeber für professionelle Helfer

Psychosozial Verlag, Gießen 2013, € 29,90

Bei der Veröffentlichung handelt es sich um eine Zusammenstellung von Vorträgen des Autors im Laufe der letzten Jahre. Das hat den Vorteil, dass sich der Leser direkt

angesprochen fühlt. Alle Themen basieren auf einem tiefenpsychologisch psychoanalytischen Verständnis der Entwicklungsgeschichte eines Menschen. Im Vordergrund steht, welche Bedeutung das Auseinanderfallen von Familien für die Kinder hat und welche Möglichkeiten einer Abfederung der frühen traumatischen Erfahrungen es für diese gibt. So weist der Autor z.B. darauf hin, dass es wenig bringt, über das Wohl der Kinder mit strittigen Eltern zu verhandeln, wenn es einem als Berater nicht möglich wird, zu den verletzten „inneren Kind“ des jeweiligen Erwachsenen Zugang zu finden. Daraus leitet er auch ab, dass Mediation keine Alternative zu einer pädagogischen Beratung der Eltern sein kann, um die Entwicklungschancen von Kindern nach Trennung oder Scheidung der Eltern zu sichern. Um den Eltern die Situation und das Verhalten des Kindes verstehbar zu machen, um sozusagen Übersetzungsarbeit zu leisten, gilt es, diesen Raum für ihre eigenen Gefühlsprobleme zur Verfügung zu stellen, um damit die Eltern-Kind-Interaktion wenigstens etwas zu entlasten. Kommt es zu einer Entspannung in der Beziehung der Eltern – auch ohne Paartherapie – können die Kinder leichter ihre Beziehung zu beiden Eltern ohne Schuldgefühle und Angst leben.

Mich hat das Buch sehr bereichert, bietet es doch eine Fülle unterschiedlicher Aspekte zu diesem Thema, etwa die Kritik an der herkömmlichen Sachverständigen-Praxis oder Ausführungen über die Psychodynamik hochstrittiger Elternpaare. Auch interessant sind die Erwartungen von Kindern und Jugendlichen, was sie sich im Prozess von Trennung und Scheidung von ihren Eltern wünschen. Sie mögen vor allen Dingen keine starken Affektausbrüche jegliche Art. Kinder wollen z.B. nicht, dass ihre Eltern haltlos vor ihnen weinen, weil das bei ihnen ein schlechtes Gewissen verursache.

Ich kann dieses Buch allen Kolleginnen und Kollegen, die mit Paaren bzw. Familien arbeiten, wärmstens empfehlen. Die Lektüre bietet eine hervorragende Weiterbildung zum psychodynamischen Verständnis dessen, was bei Eltern und Kindern in Trennungssituationen geschieht und welche Konsequenzen dies für eine professionelle Begleitung hat.

Dr. Rudolf Sanders

Rabbi Nilton Bonder

Der Rabbi hat immer Recht. Die Kunst, Probleme zu lösen

Carl Auer, Heidelberg 2013, € 17,95

Ein Grundmotiv der jüdischen Geschichte ist die Erfahrung immer wiederkehrender Not und Bedrängnis. In scheinbar aussichtsloser Situation galt es, Wege des Überlebens zu finden. Eine Kunst, die die Juden selbst „jiddischen Kopp“ nennen, keine strenge Methodenlehre und kein ausgefeiltes Wissenssystem, sondern die Fähigkeit, durch einen scharfsinnigen und raffinierte Umgang mit den inneren Einstellungen Lösungen zu finden. Und darum geht es ja häufig auch in therapeutischen und beraterischen Prozessen: durch eine Veränderung des Bezugsrahmens Wendepunkte zu ermöglichen, die wieder Hoffnung vermitteln und die Augen aufleuchten lassen. So kennen wir alle den durch das Judentum in unserer Kultur eingeflossenen Ausdruck „Scherben bringen Glück“, wenn ein Teller durch ein kleines Missgeschick zerbrochen ist. Damit wird die Situation in einen neuen Zusammenhang gestellt, etwa so: „Es hat sein Gutes, dass so ein wertloser Gegenstand kaputtgegangen ist; du siehst jetzt, dass du nicht bei der Sache warst, und wirst jetzt hoffentlich aufpassen, damit nicht am Ende noch etwas Ernstes passiert.“ Wahrscheinlich haben die Juden diese Fähigkeiten in den

vielen schweren Phasen ihrer Geschichte bitter erlernt. Es handelt sich dabei um Wissen, das man zum Überleben braucht, wie dasjenige, das im folgenden Spruch seinen Ausdruck findet: „Besser, ein Jude verliert seinen Bart, als ein Bart seinen Juden.“ Und genau darum geht es ja in der Beratung: Den Dingen neue Bezugsrahmen zu verleihen, damit durch diese Technik verborgene Elemente an sich klarer Sachverhalte an den Tag gebracht werden.

Das Buch gliedert sich in vier Bereiche, immer wieder unterlegt mit kurzen Anekdoten und Geschichten vom Rabbi:

Wissen – die Welt, in der Erkennbares erkennbar ist

Verstehen – die Welt, in der Erkennbares verborgen ist

Weisheit – die Welt, in der Verborgenes erkennbar ist

Glaube – die Welt, in der Verborgenes verborgen ist

Und so empfehle ich allen, die ihren ganz persönlichen Horizont und den ihrer Klienten durch die Sichtweise des „jiddischen Kopp“ erweitern wollen, dieses Bändchen und schließe mit einem jiddischen Sprichwort zum Thema paradoxe Intervention: „Was ist die schwerste Sache auf der Welt? Eine leere Hosentasche.“

Dr. Rudolf Sanders

Thomas Manke & Thomas Wilharm

Grundwissen Psychotherapie und Beratung

Arbeiten mit Psychologie

Books on Demand, Norderstedt 2011, € 9,90

Psychotherapie und Beratung – ein weit gefächertes Gebiet. Da besteht leicht die Gefahr (oder auch der Vorteil), sich in einem Bereich auszukennen und die anderen auszublenden. Das vorliegende Bändchen will kompakt ein Grundwissen über verschiedenste therapeutische Ansätze wie z.B. Psychoanalyse, Verhaltenstherapie, Logotherapie oder Existenzanalyse bieten. Auch gibt es Exkurse, etwa zur Hirnforschung oder zur Kommunikation. Zu den einzelnen Kapiteln finden sich jeweils Literaturverweise. Im zweiten Teil werden verschiedene Berufsfelder zur Arbeit mit Psychologie vorgestellt.

Bedeutende Ansätze, wie beispielsweise der von Klaus Grawe zur Psychologischen Psychotherapie oder zur Neuropsychotherapie, fehlen bedauerlicherweise. Ebenso ist die Darstellung der Verhaltenstherapie eher vorsintflutlich, fehlt doch auch hier der Hinweis auf die Weiterentwicklung zur Klärungs- und Bewältigungsorientierung und die Bedeutung des schematherapeutischen Ansatzes von J. Young. Zusammengefasst fehlt den Autoren aus meiner Sicht eine profunde Kenntnis des Sachgebietes. Es könnte das Ergebnis einer Arbeit mit der Suchmaschine Google sein, die in sich wertlos ist, wenn man sich nicht das Thema zuvor durch Studium angeeignet hat.

Dr. Rudolf Sanders

Impressum

Eine Vielzahl gesellschaftlicher Umbruch-Situationen kennzeichnet die Gegenwart. Die daraus entstehenden Verunsicherungen werden u.a. deutlich in steigenden Scheidungszahlen, dem Leid der Scheidungswaisen, beim Bewältigen persönlicher Krisen sowie in vermehrten Schwierigkeiten im mitmenschlichen Umgang (Mobbing etc.). Die Frage, wie unter diesen Umständen der Einzelne sein Leben gestalten soll, führt viele Menschen in die Beratung.

Beratung Aktuell will Erkenntnisse der wissenschaftlichen Psychologie und Pädagogik in einer verständlichen Form als Hilfe für den Praxisalltag zur Verfügung stellen. Gleichzeitig sollen Erfahrungen der Praktiker die wissenschaftliche Theoriebildung fruchtbar beeinflussen. Die Darstellung gesellschaftlicher Tendenzen, die sich in der Beratung seismografisch abzeichnen, wie etwa die Folgen von Arbeitslosigkeit, finden in der Zeitschrift Platz, um so gesellschaftspolitisches Handeln mit zu beeinflussen.

Zielgruppe:

Die Zeitschrift richtet sich an Beraterinnen und Berater, an Fachleute, die mit Zuhören, Rat, Anleitung, Supervision, Therapie zur Seite stehen und begleiten in den Bereichen:

- Ehe-, Familien- und Lebensberatung
- Erziehungsberatung
- Schwangerschaftsberatung
- Schuldnerberatung
- Psychotherapie
- Ärztliche Praxis
- Erwachsenenbildung
- Schule
- Seelsorge
- Prophylaxe und Gesundheitsförderung

Herausgeber:

Rudolf Sanders, Dr. phil., Dipl.-Päd., Leiter der Kath. Ehe-, Familien- und Lebensberatungsstelle Hagen & Iserlohn, Lehr- und Forschungstätigkeit im Bereich Eheberatung, Paartherapie, Begründer des Verfahrens Partnerschule.

Beratungsstelle, Hohle Straße 19 a, 58091 Hagen, Tel.: 02331-788582, Fax: 02331-788583, E-Mail: Dr.Sanders@partnerschule.de, Web: www.partnerschule.de

Notker Klann, Dr. rer. nat., Dipl.-Psych., Ehe-, Familien- und Lebensberater;
Forschungsschwerpunkte: Partnerschaft, Prozess- und
Ergebnisqualitätssicherung in der Eheberatung.

Am Eichweg 14, 53572 Bruchhausen, Tel.: 02224-3468, E-Mail:
klann.beratung@t-online.de

Wissenschaftlicher Beirat:

Prof. Dr. **Friedrich K. Barabas**, Jurist, Prof. für Recht FB Sozialpädagogik,
FH Frankfurt/ M.; Dr. **Günther Bitzer-Gavornik**, Leiter der Akademie SteiGLS
in Graz; Prof. Dr. **Peter Fiedler**, Psychologisches Institut der Universität
Heidelberg; Prof. Dr. **Kurt Hahlweg**, Psychologisches Institut der Universität
Braunschweig; Prof. Dr. **Peter Kaiser**, Arbeitsbereich Psychologie,
Hochschule Vechta; Prof. **Nitza Katz-Bernstein**,
Erziehungswissenschaftliches Institut der Universität Dortmund; Prof. Dr.
Andrea Kerres, Dipl.-Psych., FH München; Prof. Dr. **Andreas Kerres**,
Stiftungsfachhochschule München; Prof. Dr. **Christine Kröger**, FH-Coburg;
Prof. Dr. **Michael Märten**, FH Dresden, EAG Düsseldorf; Prof. Dr. **Frank
Nestmann**, TU Dresden FB Beratung und Rehabilitation; Dr. phil. **Agostino
Mazziotta**, Diplom-Psychologe, FernUniversität in Hagen Institut für
Psychologie, LG Community Psychology Dr. **Dorothea Rahm**, Dipl.-Psych.,
Braunschweig; Prof. Dr. **Bernd Roehrle**, Universität Marburg; Dr. **Dieter
Schmelzer**, Dipl.-Psych., Nürnberg; Dr. **Elmar Struck**, Dipl.-Psych., Ehe-,
Familien- und Lebensberater Bonn; Prof. Dr. Dr. **Paul Michael Zulehner**,
Institut für Pastoraltheologie, Wien.

Redaktion:

Dr. Rudolf Sanders, Alte Str. 24e, D-58313 Herdecke, Tel.: 02331-73434,
Fax: 02331-788583
E-Mail: Dr.Sanders@partnerschule.de, Web: www.partnerschule.de
Dr. Notker Klann, Am Eichweg 14, 53572 Bruchhausen, Tel.: 02224-3468, E-
Mail: klann.beratung@t-online.de

Projektleitung:

Heike Carstensen, Junfermann Verlag GmbH, Postfach 18 40, D-33048
Paderborn, Andreasstraße 1a, D-33098 Paderborn,
Tel.: 05251-13 44 18, Fax: 13 44 44, E-Mail: carstensen@junfermann.de

Erscheinungsweise/Service:

Beratung Aktuell erscheint viermal jährlich als Online-Ausgabe auf:
www.active-books.de, einem E-Book-Angebot des Junfermann Verlages.
Einzelne Artikel werden zudem als separate E-Books angeboten.

Verantwortlich für www.active-books.de:

Monika Köster, Tel.: 05251-13 44 14, Fax: 13 44 44,

E-Mail: koester@junfermann.de

Zitierhinweis:

Nach den Vorgaben der „Deutsche Gesellschaft für Psychologie – Richtlinien zur Manuskriptgestaltung“ kann wie folgt aus der Zeitschrift zitiert werden bzw. sind entsprechende Angaben in der Literaturliste zu machen:

1.) beim Zitat: Es kann die übliche Form angewendet werden, weil alle nötigen Angaben der jeweiligen Ausgabe entnommen werden können.

2.) Literaturliste: Autor, A.A., Autor, B.B. & Autor, C.C. (2009). Titel des Artikels. *Beratung Aktuell*, XX (Ausgabe des aktuellen Jahres), XXX-XXX (Seitenzahl: von-bis). Zugriff am Tag. Monat. Jahr, Verfügbar unter <http://www.active-books.de/beratung-aktuell.html>

(Alle verwendeten Satzzeichen und die Schreibweise (kursiv) entsprechen den Vorgaben)